

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **13 (1935-1936)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZÜRCHER STUDENT

Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule

XIII. Jahrgang (jährlich 10 Nummern) Heft 9 Februar 1936

INHALT

Uniball	Seite 259
Bemerkungen der Redaktion	„ 260
Anton Stöckly: Gedanken gegen den Krieg	„ 260
Peter Schmid: Brief an Dieter Högger	„ 266
Walter Dreyer: Gedanken über den Krieg	„ 268
Klaus Wiesinger: Andere Gedanken über den Krieg	„ 272
Deinen Brudersinn	„ 275
Christliche Studentenkonferenz in Aarau	„ 276
Schweiz. Hochschulvereinigung für den Völ- kerbund: Vortrag	„ 277
Dissertationszentrale des Studentenverbandes Schweizerischer Volkswirtschaftler	„ 277
Eugen Morf: Von den Akademischen Ski- lagern über Neujahr	„ 278
Arnold Sonderegger: Kleiner Rückblick	„ 279
F. B.: Geständnisse	„ 285
Peter Wespi: Eine Unsitte	„ 289
Bücherbesprechungen	„ 289
Offizielle Mitteilungen	„ 292

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstrabe 19, Zürich

Schon als Student

sollten Sie daran denken, sich durch Abschluß von **Unfall- und Lebensversicherungen** gegen die materiellen Folgen von Unglücksfällen zu schützen. Sie sichern sich dadurch gegen Zufälle, die Sie am erfolgreichen Abschluß Ihrer Studien hindern könnten. Diesen Schutz gewähren wir Ihnen gegen mäßige Prämie. Verlangen Sie kostenlose Zustellung unserer Prospekte.

Winterthur

Schweizerische Unfallversicherungs-Gesellschaft
in Winterthur, Tel. 22.111

Lebensversicherungs-Gesellschaft, Telefon 22.115

J e d e r S t u d e n t

kann sich eine moderne Portable-Schreibmaschine leisten: Fr. 30.- Anzahlung und monatliche Raten von Fr. 20.-. Für nur Fr. 195.- eine schöne Maschine mit Zeilenschalthebel, mit drei Zeilenabständen, mit Zweifarbenband mit Stechwalze etc. geeignet zum Einbau von Spezialzeichen.

Otto C. Lohmann, St. Gallen

Neugasse 48

Tel. 38.54

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIII. Jahrgang, Heft 9 — Februar 1936

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Max E. Eisenring, Scheuchzerstr. 65, Zürich 6

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Uniball

(ehem. Seschluba.)

Freitag, 21. Februar 1936, im Waldhaus Dolder

Beginn 21 Uhr

Was bieten wir?

Tanzmusik von drei großen Orchestern

Swiss Collegians

Echo vom Matterhorn

Orchestre Parisette

Stimmungsvoll dekorierte Räume · Zeitgemäße Konsumationspreise

Tombola mit sicherer Gewinnmöglichkeit · Schießbudenbetrieb

Dazu noch eine Reihe besonderer Attraktionen

Freie Fahrt auf der Dolderbahn

Was verlangen wir?

Einen Riesenaufmarsch der Studentenschaft

Für eine Paarkarte Fr. 7.70

Für eine Einzelkarte Fr. 4.40

} inkl. Billetsteuer und Dolderbahn

Die Uniball-Kommission.

BEMERKUNGEN DER REDAKTION.

Wir drucken in der vorliegenden Nummer einige Beiträge, die an den Aufsatz Dieter Höggers „Gedanken über den Krieg“ anknüpfen. Wir gestatten uns, unsere künftigen Mitarbeiter daran zu erinnern, daß jene Beiträge die wertvollsten sind, die eine eigene Meinung in positiver Form zum Ausdruck bringen und sich nicht darauf beschränken, früher erschienene Aufsätze Satz für Satz zu zerpfücken, denn es ist zweifellos interessanter, zu vernehmen, welcher Ansicht ein Kommilitone ist, als von zehn andern zu hören, daß sie nicht dieser Ansicht sind. Wir geben daher grundsätzlich — und künftig mehr als bisher — bei der Auswahl von Beiträgen jenen den Vorzug, die nicht nur leider allzuoft und völlig unnötigerweise polemisch gefärbte „Entgegnungen“ darstellen, sondern zu einem angeschnittenen Thema in sachlicher Form eigenes Gedankengut bringen.

Es gehen immer noch Beiträge zur Diskussion um „Hochschule und Christentum“ und neue Zuschriften in Sachen „Italienische Notizen“ ein. Da wir aber beim besten Willen in unserem Blatt nicht monatelang beim gleichen Thema verweilen können, bis auch die subtilste Variante zu Papier gebracht wurde, müssen wir die Diskussion über die eben genannten Fragen vorläufig für geschlossen erklären.

Ein Kommilitone wollte 10 Tage nach Redaktionsschluß noch einen Beitrag in dieses Heft zwängen; dieses extreme Beispiel veranlaßt uns von neuem, unsere Mitarbeiter dringend zu bitten, ihre Beiträge rechtzeitig einzusenden. Um den Geschäftsverkehr der Redaktion nicht unnötig zu erschweren, unterlasse man es, sich nach Redaktionsschluß zwecks verspäteter Einrückung von Beiträgen direkt an den Verlag zu wenden.

Die Redaktion.

GEDANKEN GEGEN DEN KRIEG.

„Blicken Sie vom Individuellen weg auf den großen Krieg, der noch immer Europa verheert, denken Sie an das Unmaß von Brutalität, Grausamkeit und Verlogenheit, das sich jetzt in der Kulturwelt breitmachen darf. Glauben Sie wirklich, daß es einer Hand voll gewissenloser Streber und Verführer geglückt wäre, all diese bösen Geister zu entfesseln, wenn die Millionen von Geführten nicht mitschuldig wären?“ (Freud.)

Wenn auch die Freud'sche Wertung des Krieges und seiner Erscheinungen auf den unwirklichen Glorienschein verzichtet, mit dem ihn Dieter Högger in der letzten Nummer des „Zürcher Student“ vor unsere Augen beschwor, so berühren sich beide Darstellungen doch in dem auch in uns wohnenden Gedanken, daß der Mensch an diesen Ereignissen nicht unschul-

dig sei. Was mich an der Högger'schen Auffassung nicht befriedigt, ist seine Beschreibung der seelischen Situation, die nach seiner Meinung die Voraussetzung für den Ausbruch eines Krieges bilden soll, seine eigenartigen Auslegungen, die er für die Begriffe von Opfer und Hingabe erfindet und die er schließlich zum Ausgangspunkt einer in ihren tatsächlichen Auswirkungen recht unerfreulichen These macht.

Nach Högger wird der Krieg vom Soldaten aus einer Idee heraus geführt, die stärker ist als alle andern (materiellen) Beweggründe.

Diese Idee entspringt dem Bestreben des sich unbefriedigt, einsam und seiner selbst überdrüssig fühlenden, ob der Schamheit seiner eigenen Persönlichkeit niedergedrückten Menschen, seinem als sinnlos empfundenen Leben einen Sinn zu geben. Dieser Sinn liegt für Högger in der Aufopferung, Selbstvernichtung des eigenen Lebens zugunsten eines Ideales.

Der Instinkt für das durch Hingebung zu erlangende Glück ist zwar allen Menschen eingepflanzt, und er findet auch seinen Ausdruck in der Opfersymbolik der verschiedenen Religionen, aber im wesentlichen beschreiten diesen Weg doch nur die Märtyrer und Heiligen, indem sie ihr Leben wirklich für ein geistiges Ideal opfern. Die übrige Menschheit jedoch findet Genüge an einer etwas weniger rigorosen Form des Opfers.

Der primitivste Ausdruck für das durch Hingebung (!) zu erlangende Glück ist nun die Sexualität, wo sich das dringende Hingebungsbedürfnis am triebhaftesten äußert. Hingabe an eine Arbeit, Ringen nach künstlerischem Ausdruck sind weitere Varianten dieses opfersüchtigen Lebens, bei dem es schließlich nicht mehr auf das Objekt ankommt, sondern nur mehr wichtig ist, daß man sich hingibt, sei es an was es wolle.

In dieser schon etwas deroutierten Situation tritt nun der Krieg an uns heran. Er fordert gleich Gott das Letzte von uns, unser Leben, er gibt uns dafür gleich Gott das Größte, die Freiheit. Er macht uns die Begierden und Ängste des Alltags klein und öffnet uns den Blick für das Große: zu sein wie Gott, wissend, was gut und böse ist.

Unter solch gewaltigen Perspektiven erscheint es natürlich nicht mehr anstößig, wenn Högger in seiner Entschlossenheit

und Stärke es ablehnt, den Krieg wegen seiner Furchtbarkeit zu bekämpfen, wenn seiner dämonisch-leidenschaftlichen Natur die Begriffe von Menschenwürde in unbekannte Tiefen entgleiten. Und schließlich interessiert es uns auch nicht, wie Herr Högger mit seinen persönlichen Problemen fertig wird. Meine Kritik richtet sich nur gegen die Art seines Denkens, gegen die fatalen Schlüsse, die er aus seinen Überlegungen für uns alle zieht.

Schon in der Verwertung der Voraussetzungen scheint eine merkwürdige Voreingenommenheit des Verfassers sich zu ver raten. Wenn ein Mensch mit einem körperlichen Defekte, sagen wir einem gebrochenen Glied, vor uns tritt, so ist unser erster Gedanke nicht die Amputation und noch viel weniger denken wir daran, ihn in ein besseres Dasein jenseits des Todes zu befördern. Sondern allem voran steht unser Bemühen, seinen Körper seiner natürlichen Funktion wiederzugeben. Dieser Gedanke existiert gar nicht bei Högger. Er konstatiert die mannigfachsten seelischen Minderwertigkeitsgefühle und ohne sich zu überlegen, ob es vielleicht nicht möglich wäre, den Menschen wieder zu einem natürlichen Gleichgewicht seines Innern zu bringen, fordert er die Darbringung eines Opfers, das nun ausgerechnet das Leben, dem wir einen Sinn geben möchten, zerstört. Ich möchte jetzt nicht untersuchen, ob und mit welchem Recht sich vielleicht einmal einer der 365 Kalenderheiligen und Märtyrer zu diesem Salto mortale entschlossen hat. Maßgebend für mich ist, daß wir übrigen Millionen Menschen, die wir vorläufig noch hier auf der Erde sind, gerne leben, und ich meine, es wäre unsere erste Aufgabe, diese Welt nun einmal so einzurichten, daß wir darin menschenwürdig leben können. Auf diese konkrete Aufgabe sich zu konzentrieren, wäre wichtiger als alles Philosophieren über Opfer, die wir gar nicht auf uns zu nehmen imstande sind.

Wenn wir nun daran gehen, den bei Högger existierenden Begriff des Opfers zu analysieren, so ist man tatsächlich erstaunt, zu sehen, was er alles unter einen Hut bringt.

Es ist mir nun tatsächlich neu, daß man Handlungen, die in der triebhaften Sexualität allein ihren Ursprung haben, als opfermäßige Handlungen bezeichnen darf. Der Begriff des

Opfers schließt doch einen Verzicht in sich, und von der triebhaften Liebe steht schon bei Platon zu lesen, daß sie ungeduldig sei, stürmisch nach dem Geliebten verlange. Und dieser Hunger nach geschlechtlicher Befriedigung, die Sehnsucht nach körperlichem Besitz, die Ausschweifung, die geschlechtliche Rücksichtslosigkeit des Mannes, haben die etwa ihren Ursprung in etwas anderem als gerade der triebhaften Sexualität, die sich gerade dadurch auszeichnet, daß sie ein eminent egoistisches Streben verkörpert?

Hingabe an eine Arbeit. Auch dieses Beispiel genügt nicht in dieser allgemeinen Formulierung. Wenn einer seiner Sucht nach Geld und wirtschaftlicher Macht, seinem Bedürfnis nach Anerkennung und Ruhm sein Familienleben oder seine Gesundheit opfert, so erscheint uns deswegen die einseitige Tätigkeit dieses Menschen noch lange nicht als ein Opfer. Wir bemerken zwar, daß solches Handeln ein gewisses Verzichten in sich schließt. Aber offenbar müssen noch andere Prämissen vorhanden sein, um einer Handlung den Begriff des Opfers einzutragen: der Verzicht muß einen sozialen Sinn haben. Wenn die ersten Röntgenärzte in der Ausübung ihres lebensrettenden Berufes den unbekanntem Wirkungen der Strahlen erlagen, so zollen wir ihnen unsere Achtung und neigen uns vor der Größe ihres Opfers, das sie der wissenschaftlichen Erkenntnis und der leidenden Menschheit gebracht haben. Wenn aber ein noch so berühmter Mediziner bei einer selbstverschuldeten Autoraserei seinen Tod findet, so wird dies für uns wohl einen schmerzlichen Verlust bedeuten, den Charakter eines Opfers jedoch werden wir der Handlung nie zuerkennen können.

Es bedarf wohl keiner langen Erklärungen, daß bloße Hingabe an irgend etwas, von dem nicht einmal gesagt ist, ob es gut oder böse sei, sinnlos oder sinnvoll, mit Opfer nichts zu tun hat.

Scheint unser Autor schon bis dahin mit seinen Gedanken auf sehr bedenklichen Bahnen gewandelt zu haben, so wird er noch weit ungenießbarer dort, wo er sich mit seinen Gesängen in die Kriegsvisionen verliert. Man hat wirklich den Eindruck, wie er es in seinem Zitat aus dem Faust I seinem Artikel voranstellt, daß es sich um Sonntagnachmittagshalluzinationen

irgend eines in der fernsten Türkei spielenden Krieges handle. Glaubt Herr Högger wirklich im Ernste, daß uns der Krieg das Größte bringe? Vergißt er ob dem bißchen Regimentsmusik und Kameradschaftserlebnissen, daß ein Krieg etwas Gräßliches ist, der uns selbst, unsere Eltern, unsere Frauen, unsere Kinder einer sinnlosen Zerstörung preisgibt. Hat die bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich das Verhältnis zwischen den zwei Nationen etwa irgendwie wesentlich verbessert? Welche Freiheit bringt uns der Krieg? Liegt sie etwa darin, daß man den Soldaten durch falsche Propaganda, durch ein unerbittlich wirkendes Standrecht in seinem Rücken in den Tod treibt? Oder ist etwa das Erwachen aller niedern Triebe, die Sittenlosigkeit gemeint, die im Kriege ihre Auferstehung feiern darf? Oder gar die Rationierung der Lebensmittel, das Wohnen in dunklen Höhlen und bombensichern Unterständen, das Herumgehen der Zivilbevölkerung in Gasmasken? Und gibt es auch nur ein Ereignis, bei dem die Erkenntnis des Guten und Bösen, des Wahren und Falschen auch nur annähernd so getrübt wäre, wie gerade im Kriege? Wer ist nicht empört ob der Verlogenheit, mit der sich Italien in seiner Inlandpresse als den Angegriffenen darstellt, darstellen muß? Wir sehen, der Realität des Krieges hält die Höggersche Kriegsromantik nicht stand.

Es ist nun schon eigentümlich, daß sich trotz dieser düstern Bilanz die Menschheit immer wieder zu gegenseitigem Morden bereitgefunden hat. Hier stehe ich nicht an, Högger beizupflichten, wenn er als wesentliche Voraussetzung eine gewisse Bereitschaft (vorzüglich des Mannes) in Rechnung stellt. Ich glaube, sie liegt begründet im Erlebnis des Mannes, das ihm aus der Kameradschaft, aus der engen Gemeinschaft mit andern erwächst. Wer von uns Militärdienst tut, kennt es: mit den andern im Gliede stehen, einer für den andern, einer für das Ganze verantwortlich sein, gibt dem Leben einen Sinn. Sich einem gemeinsamen Zweck willig unterordnen, Mühen auf sich zu nehmen, persönliche Opfer zu bringen, hebt den Menschen hinauf aus einer Welt kleiner egoistischer Ziele zur Verfechtung der Interessen eines ihm übergeordneten Ganzen. Wer wäre nicht mitgerissen, begeistert, wer freute sich nicht, ein-

mal in einer Sphäre leben zu können, wo nur sachliche Entscheidungen gefällt werden, wo am Menschen nur das gilt, was er wirklich mit sich bringt!

Aber wir sehen auch, daß dieses befreiende Erlebnis als bleibende Maxime des Handelns unter den heutigen Lebensverhältnissen immer wieder unmöglich wird. Dieser Dienst am Einzelnen und am Ganzen, die selbstlose Unterordnung des Individuums unter die Ziele der Gemeinschaft sind Forderungen, wie sie auch in den Evangelien an zentralster Stelle erhoben sind. Es ist schön zu denken, daß der Mensch trotz all seiner Versuche individueller Lebensgestaltung sich doch immer wieder den Forderungen der Gemeinschaft verpflichtet fühlt. Wieweit er ihnen nachkommen kann, ist eine Frage. Sicher ist nur, daß der Krieg, obschon er vielleicht ein entsprechendes Erlebnis vermittelt, nicht der Ort ist, um solchen Forderungen Ausdruck zu verleihen. Ich meine, daß solche Erlebnisse angesichts der gesamten Erscheinung eines Krieges eine untergeordnete Rolle spielen: einzelne tröstliche Blumen inmitten eines Irrgartens von Zwang und Brutalität. Wenn wir Ideale verwirklichen wollen, können wir Kameradschaft und Gemeinschaft erleben auch ohne einen Krieg. Hier, zu Hause, in Zürich, im Kolleg: im „Zürcher Student“ steht, daß es viele Kommilitonen gibt, die den Weg zu ihren Mitstudenten vergeblich suchen. Wenn wir unbedingt unser Leben opfern wollen — nun, wer zwingt uns dazu, das Leben des Gegners, der ja gerne lebt, gleichzeitig auch zu vernichten?

Wir sollen uns nicht täuschen lassen: das bißchen Kameradschaft, die im Grunde nur so spärlich ausgenützte Möglichkeit, seine selbstischen Lebensziele einem übergeordneten Zwecke der Gemeinschaft unterzuordnen, wiegt die Ungeheuerlichkeit eines Krieges nicht auf. Jede Feuersbrunst bietet dem Menschen Gelegenheit, seinen sozialen Sinn, sein kameradschaftliches Gefühl zu betätigen. Doch fällt es deswegen keinem Menschen ein, aus diesem Grunde eine ganze Stadt, ja nur ein Haus anzuzünden. Eine solche Tat schiene uns absurd. Warum wagen wir nicht, den Gedanken an einen Krieg mit der gleichen Entschiedenheit zurückzuweisen?

Warum? Ich meine, es genügt heute nicht mehr, Gedanken

über den Krieg zu haben. Es braucht Gedanken gegen den Krieg. Wir brauchen einen organisierten Widerstand, der sich auf die Erkenntnis der wirklichen Voraussetzungen aufbaut, dem aber auch die psychologischen Hintergründe des menschlichen Handelns nicht verborgen sind. Wir dürfen uns nicht blenden lassen von der durch die Tatsachen widerlegten Romantik des Krieges, und wir dürfen uns auch nicht dazu vermessen, unser eigenes persönliches Unbehagen zur Entschuldigung dieses Verbrechens heranzuziehen. Ja, ich möchte diese Leute bitten, ihre persönlichen Minderwertigkeitsgefühle auf eine etwas humanere Weise abzureagieren:

denn i c h sehe nun wirklich keinen Sinn in einem nächsten Krieg,

i c h bekämpfe den Krieg wegen seiner Furchtbarkeit,
für m i c h verstößt er — trotz meiner persönlichen Fehler
und Unzulänglichkeiten — gegen die Menschenwürde,
und i c h meine, das Leben sei uns gegeben zum Leben und
nicht, um es zu zerstören.

Anton Stöckly, med.

BRIEF AN DIETER HÖGGER.

Lieber Kommilitone!

Ich habe Ihren Artikel mit großem Interesse gelesen. Doch kann ich Ihnen nicht beistimmen. Sie motivieren Ihre Bejahung des Krieges mit dem Willen zum Opfer. Das ist an sich eine sehr schöne Absicht, doch blickt in einem Abschnitt der Pferdefuß heraus. Überlegen Sie sich, ob nicht dieser halb verdrängte Trieb, der „im Tiefsten dämonisch-leidenschaftlich“ in Ihnen lebt, ob nicht dieser ganz unbewußt der eigentliche Grund Ihrer Einstellung ist, der Ihnen seine Absicht mit dem holden Licht der Opferwilligkeit verklärt, weil er genau weiß, daß Sie als Idealist durch seine nackte Offenbarung abgeschreckt würden. Doch ich will diesen psychologischen Verdacht fallen lassen und einzig Ihre Opferbereitschaft an sich betrachten.

Ich bin erschrocken, als ich Ihre Unterschrift las. Sie sind ein Mediziner und kennen kein besseres Opfer als den Mord? Ich könnte es begreifen, wenn ein Philosoph das geschrieben hätte, der sich aus der endlosen Ideenwelt in ein lebendiges Handeln stürzen wollte und dabei den Weg verfehlt. Aber

haben nicht gerade Sie die höchste, schönste Möglichkeit des Opfers, des Opfers für den Mitmenschen? Dieses Opfer freilich entspringt nicht aus dem *taedium vitae*, den Sie mit großer Aufrichtigkeit zugeben. *L i e b e* ist dazu die Triebkraft, und wo diese mangelt, kann kein wahrer Opfersinn gedeihen. Wenn Sie als Ihren Gewährsmann Schiller hinstellen (dem wahrscheinlich diese Worte gar nicht ernst waren, sondern dem objektiven Darstellungswillen des Dramatikers entsprangen), so möchte ich Ihnen Goethes *Faust* zur Lektüre empfehlen. Dieser findet erst in der Liebe, im Dienst am Mitmenschen den w a h - r e n S i n n des L e b e n s. Er f i n d e t ihn, er gibt ihn nicht, konstruiert ihn nicht wie Sie. Das Opfer im Kriege ist übrigens bei weitem nicht so schwer wie das Opfer im Leben. Wir müssen uns unsere Ideale in den großen Männern schaffen, deren Leben nicht ein e i n m a l i g e s, sondern ein d a u e r n d e s Opfer, ein tägliches, stündliches Opfer war. Wir wollen nicht für unser Vaterland sterben, sondern l e b e n.

„Der Krieg gibt uns das Größte, die Freiheit“. Ich muß gestehen, daß ich in meiner Beschränktheit diesen Satz nicht verstehen kann, noch weniger den Satz: *Eritis sicut deus scientes bonum et malum*. Zugegeben, dieses „Gehen auf der schmalen Kante zwischen Leben und Tod“ hat etwas Berausches, Hinreißendes in sich. Rausch ist aber nicht Freiheit, sondern äußerste Gebundenheit. Der Krieger ist der denkbar unfreieste Mensch. Wohl besitzt er die Freiheit des Zerstörungstriebes; aber diese Freiheit wird zur Pflicht, er d a r f n i c h t nur zerstören, sondern er m u ß zerstören. Wohl trägt ihn das Gefühl der Hingabe, aber er ist nicht nur O p f e r, er muß auch P r i e s t e r sein. O es muß furchtbar sein, gleichzeitig Priester und Opfer zu sein.

Denken Sie daran, daß Sie Menschen töten m ü s s e n, so wie man Schweine abschlachtet. Ja, wenn es noch beim Schlachten bliebe, aber der Mensch wird vergiftet, wie man Fliegen und Wanzen vernichtet. Sie verleugnen die Menschenwürde, um solche Taten zu rechtfertigen. Damit leugnen Sie jede Kultur, denn diese ist einzig und allein auf diesen Glauben an die Menschheit, auf den Glauben an das S c h ö p f e - r i s c h e, G ö t t l i c h e im Menschen, das dem Zerstörenden,

Triebhaften entgegensteht, aufgebaut. Wenn Sie die Kultur verneinen, dann fällt der Mensch aus seinem Menschentum heraus; er wird zum Tier. Dann öffnen Sie die Gefängnisse! Freie Bahn dem Barbaren, dem Verbrecher! Das wäre der Untergang der Menschheit, und auf jedem Kriegsschauplatz spielt sich solch ein Weltuntergang im Kleinen ab.

Freilich liegt der Krieg im Menschen eingewachsen wie ein lebenswichtiges Glied, „das man nicht von sich werfen kann“. Doch hatten wir einmal auch einen viel stärker entwickelten und notwendigen Blinddarm, der uns jetzt überflüssig geworden ist. Wir wachsen über gewisse physiologische Bedürfnisse hinaus; sollten wir nicht auch das „psychische Bedürfnis“ des Krieges überwinden können durch den Glauben an das Schöne, Erhabene, Gesetzmäßige? Wie viele psychischen Bedürfnisse hat die Menschheit schon überwunden! Sollte uns die Überwindung des Krieges nicht gelingen?

Peter Schmid.

„GEDANKEN ÜBER DEN KRIEG“.

Im Urbeginn der Menschheit, als sie sich von den Tieren durch nicht viel mehr unterschied als das Sich-Erinnern an Erfahrungen und das Weitergeben dieser Erfahrungen an die Artgenossen und Nachkommen, trieben und beherrschten die Menschen der Hunger und die Liebe. Tierischer als die Tiere mögen die Menschen auf ihrer ersten Stufe erscheinen; denn der ausschließlich herrschenden Sinnlichkeit war das Denken zum Bundesgenossen gegeben, und Grausamkeit und unermeßliche Blutströme waren das äußere Zeichen der beiden furchtbaren Kampfbrüder. Erst ganz allmählich, in Jahrtausenden, entwickelte sich das Bewußtsein von einer Aufgabe, die den Menschen gestellt sei, geheimnisvoll und vorerst nicht erkenntlich. Mit dem Sich-Bewußtwerden einer Verantwortung drängte sich gleichzeitig die Frage auf, woher die Verantwortung stamme, wer sie den Menschen auferlegt habe, und im Verlaufe dieser Entwicklung, während des noch unklaren Suchens nach jenem Urheber der Aufgabe, bildete sich das Wissen um die Sittlichkeit. Das Ziel der Sittlichkeit war gesteckt: fast zur gleichen Zeit, etwa ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt, verkündeten Propheten an den verschiedensten Orten der Erde eine

Lehre von der sittlichen Aufgabe des Menschen, durch deren Erfüllung er den Weg fände zum ewigen Leben, zum Nirwana, zu Gott. Und es begann der Kampf des Menschen um die Sittlichkeit, im sicheren Glauben an einen Gott. Mitten in diesem Kampf, oder vielleicht erst im Anfang, stehen wir heute. Wir Menschen kämpfen nicht gegen uns, sondern um uns, um die Sittlichkeit. Die Sinnlichkeit, die „im Tiefsten dämonisch-leidenschaftlich in uns lebt,“ kann nicht vernichtet werden, da sie einen Teil des Menschen ausmacht; sie soll es aber auch gar nicht, da sie es ist, die uns nach einer erlittenen Niederlage die physische Kraft zum Weiterleben und -leiden gibt. Die Sittlichkeit kann deshalb nicht von uns verlangen, jene zu unterdrücken, wohl aber, sie in ihren Dienst zu stellen. Also alles, bis auf das Letzte, soll von uns eingesetzt werden, zur Erreichung der Sittlichkeit in unserer realen Welt, welche uns führt zu Gott in der irrealen Welt.

Damit haben wir den Standpunkt, von dem aus wir unser Handeln lenken und die Ereignisse auf der Erde betrachten und beurteilen können. Diese Ethik ist nicht ein ausgeklügeltes System, an das wir uns anklammern, weil wir keinen anderen festen Halt finden, sie gehört vielmehr zu uns. Und wir können nicht nur unser Tun und Lassen nach ihren Forderungen richten, wir müssen es sogar, wenn wir die Freiheit erringen wollen, nach der wir streben. Dem Menschen ist die freie Entscheidung überlassen, ob er gut oder böse handeln will, doch solange er vom Bösen noch nicht lassen kann und sich von ihm beherrschen läßt, ist er in Wahrheit nicht frei. Erst nach vollkommener Lossagung vom Bösen und dem Hingeben an das Gute hat er die wirkliche Freiheit gewonnen. Ebenso verhält es sich mit der Sittlichkeit: solange wir uns noch nicht ganz für sie einsetzen können, haben wir die sittliche Freiheit nicht erlangt. Deshalb müssen wir — es sei noch einmal gesagt — unser Tun und Lassen nach den Forderungen der Sittlichkeit einstellen.

Von dieser Warte aus vermögen wir leicht, wie zu allen Geschehnissen des Lebens, ein Verhältnis zum Kriege zu finden. Die unter die Völkergruppen und Staaten der Erde verteilten Kräfte wachsen fort und fort, die des einen Volkes schneller, die des andern langsamer. Die Verschiedenheit in der Schnellig-

keit des Wachstums läßt Spannungen entstehen, die zuletzt unerträglich werden. Gelingt es in solch einer Situation den an verantwortlicher Stellung stehenden Staatsmännern nicht, die Spannungen auf friedlichem Wege auszugleichen, bleibt kein Mittel als der Krieg übrig. Da aber selbst Staatsmänner nichts weiter als schwache Menschen sind, werden auf diese Weise entstandene Kriege nicht auszuschalten sein, wir müssen in ihnen ein Handwerkszeug der Geschichte, das Zupacken des Schicksals, den Willen Gottes sehen. Wenn das Schicksal an uns herantritt mit dem Befehl, in einen solchen Krieg zu ziehen, werden wir der Pflicht gehorchen und unsern Mann stehen. Es wird uns nicht einmal schwer fallen, denn jene Kräfte, zu deren Ausgleich wir in den Kampf geschickt werden, sind körperlicher Art — wenn etwa einem Volke der Lebensraum fehlt —, so daß schon um die eigene Existenzmöglichkeit jeder sich ganz in diesem Kriege einsetzen wird, oder geistiger Art — wenn der Kampf einer großen und als richtig erkannten Idee gilt —, auch dann wird jeder, begeistert von dem Gedanken an diese Idee, erfüllt von höchstem Idealismus, bereit zum Opfer sein.

Doch nicht alle Kriege sind notwendig; der Staatsmann, der über Krieg und Frieden seines Volkes zu entscheiden hat, wird oft von politischem Ehrgeiz getrieben. Es braucht also nicht einmal Materialismus, nicht einmal Geschäftsinteresse zu sein, das den verantwortlichen Mann den Griff zum Schwerte tun läßt, es kann Idealismus sein, nur ist es sein persönlicher Idealismus und vielleicht nicht der seines Volkes. Vor einem so entstandenen Krieg fürchten sich die Menschen, nicht aus Todesfurcht, sondern aus dem Zweifel heraus, ob nicht ihr Volk für einen falschen Idealismus das Opfer eines entsetzlichen Unglücks auf sich nimmt. Es genügt nicht irgendein Idealismus allein, ein „von Menschenhand gemachter und von Menschengeist ersonnener Götze“, sondern es kommt sehr wesentlich auf seinen Inhalt an. (Spielte der Gegenstand der Hingebung wirklich keine Rolle, dann wäre es dem Geschäftsinteressen verfolgenden Kriegsschürer ein leichtes, sein Geschäftsinteresse zum Inhalt eines Idealismus zu machen und ihn einem Volke vorzusetzen, welches nicht auf den Kern, sondern nur auf das begeisternde Äußere schaut).

Im ersten Augenblick mag ein Krieg einen jugendlichen Menschen zu uneingeschränkter, grenzenloser Begeisterung hinreißen, aber wohl nur einen jugendlichen. Er hat noch nicht den Sinn seines Lebens gefunden, es ist ihm „im Tiefsten leer und schal und macht ihn seiner selbst überdrüssig“. Diese Leere ist eine notwendige Phase seines Ringens um den Sinn seines Lebens; der Sinn zeigt sich ja nicht sofort, sondern er will gesucht sein. Der Mensch, der trotz allen Suchens ihn nicht findet, kann nur noch im Tod den Sinn seines Lebens erblicken. So vereinzelt ein solcher Mensch auch mit seiner Ansicht dastehen mag, so oft wird sich diese Meinung bei Jugendlichen finden, die eben in ihrer ersten Phase des Strebens nach Sinn-Erkenntnis stehen. Daher wird bei Ausbruch eines Krieges die Begeisterung der Jugend immer am stärksten sein. Ein wahnwitziger Gedanke aber ist es, bloß um dieser Begeisterung willen, bloß wegen der Erfüllung eines unbestimmten Wunsches jugendlicher Menschen einen Krieg als ein den Völkern willkommenes Schicksalsereignis ansehen zu wollen.

Das Verlangen der Jugend nach einer Gelegenheit zum Opfer, zum allerletzten Opfer, ist in der Tat nur ein unbestimmtes. Sie hält für das größte Opfer die Hingabe des Lebens, da sich ihr im allgemeinen noch nicht die Gelegenheit bot, zu erkennen, daß das Leben für eine Aufgabe oft weit mehr Willen und Kraft erfordert als das Sterben. „Dasein ist Pflicht — und wär's ein Augenblick!“ Das Leben ist nicht ein laues kraftloses Dahinvegetieren, und der Tod ist nicht immer das größte und schwerste Opfer. In diese Bahnen müssen wir unsere Opferbereitschaft lenken! Und wenn es einen jungen Menschen schmerzen sollte, diesen Weg zu beschreiten, dann wird er fühlen, daß nicht der plötzliche Tod, sondern das Leben des Sinn-Suchens und des Wartens auf Gottes Wink das größere Opfer ist!

Gewiß gibt es eine Wollust des Schreckens, auch da, wo es um Leben und Tod geht. Doch ist es ein frevelhaft Beginnen, Lotterie um den Preis des Lebens zu spielen, einzig und allein zur Befriedigung von Sinnenbegierden. (Wer das „Gehen auf der schmalen Kante zwischen Leben und Tod“ gar so sehr liebt, soll sich doch ein Drahtseil aufspannen und sich auf ihm ver-

suchen; wenn er meint, daß da ja ein Idealismus fehle, so wird es ihm vielleicht auch noch gelingen, das Balancieren zum Inhalt eines Idealismus zu machen, falls es ihm nicht auf den Gegenstand der Hingebung ankommt). Im Kriege aber verschwindet sehr bald jene Wollust, und übrig bleibt nichts als die harte, eiserne Pflicht! Diese Pflicht wird dadurch eine besonders harte, daß die Voraussetzung für das Gelingen einer einzelnen Kriegsaktion nicht nur das Opfer des eigenen Lebens, sondern auch das des Feindes ist; das Töten von Menschen jedoch bleibt immer menschenunwürdig, auch wenn die zu verwirklichenden Ideale noch so hoch sind. Dabei tut es gar nichts, wenn auch noch heute Menschen sich moralisch nicht für zu hochstehend halten für das, was im Kriege geschieht, nämlich das Handanlegen an andere Menschen.

Ein leuchtendes Vorbild geben uns die Märtyrer; und wenn wir auch alle bereit sind, für die uns gestellten Aufgaben das Leben einzusetzen, so ist es doch den meisten Menschen bestimmt, ihre Ideale durch das Leben zu verwirklichen. Und wie mit den Einzelmenschen verhält es sich mit den Völkern: Gewaltiges und Erschütterndes wird durch Kriege geleistet, doch das meiste durch den Frieden. Wir werden dort standhalten, wohin uns das Schicksal weht; unser Ziel aber sei der Friede, während Kriegszeiten, vor allem aber während des Friedens selbst. Damit dienen wir Gott und den Menschen zugleich!

Walter Dreyer, stud. jur.

ANDERE GEDANKEN ÜBER DEN KRIEG.

Es würde zu weit führen, auf jeden Aufsatz zu antworten, in dem Äußerungen stehen, die den eigenen Ansichten widersprechen. Deren gibt es zuviele im Zürcher Studenten, und gerade das ist es wohl, was ihn besonders interessant macht. Manchmal sind jedoch die geäußerten Gedanken so schwerwiegender, ja selbst gefährlicher Natur, daß sie nicht unwidersprochen bleiben dürfen.

Herr Högger äußert in seinen „Gedanken über den Krieg“ die Ansicht, der Krieg sei eine unvermeidliche Erscheinung, sozusagen etwas, das mit den tiefsten Instinkten verknüpft und

daher unausrottbar sei. Und gerade dieser Gedanke ist es, der mir so gefährlich scheint, nicht als Überzeugung eines Einzelnen, wohl aber, wenn er Allgemeingut weiter Schichten werden sollte. Wäre ich gleicher Überzeugung, ich würde sie sorgfältig hüten, wie ein Pandorageschenk.

Die Größe der Gefahr eines Kriegsausbruches hängt stark von der menschlichen Einstellung ab. Sind wir davon überzeugt, daß etwas unvermeidlich ist, so haben wir kein Recht, es zu verurteilen, denn wir sind nicht stärker als unser Schicksal. Wird aber der Krieg nicht verurteilt, so ist er bereits gerechtfertigt.

Die Masse der Menschen wird von denjenigen mißbraucht, die Vorteile durch den Krieg zu haben glauben. Es ist jedoch nicht gleichgültig, welchen Widerstand die Menschheit diesen Verführern entgegenstellt. Hat sich einmal die Überzeugung durchgesetzt, Kriege seien Naturkatastrophen, denen der Mensch kraftlos gegenübersteht, so ist die Fackel bereits ge-teert, und es bedarf nur eines Funkens zu ihrer Entflammung.

Nachdem der Kampf gegen den Krieg als ein Kampf der „Ewig-Unfreien“ bezeichnet worden ist, zu denen sich wohl niemand gerne zählen läßt, muß ich mich vorerst hiergegen wehren. Ich habe mit Männern gesprochen, die selbst im Schützengraben gestanden und im Leben mehr Mut bewiesen haben, als daß man sie kurzweg zu den „Ewig-Unfreien“ rechnen dürfte. Sie haben mir bestätigt, daß alle Opferfreude schwindet, sobald die Welle der ersten Begeisterung verebbt ist und man sich bewußt wird, daß man immerfort seinen Gegner töten muß, um nicht selbst durch ihn getötet zu werden. Könnte ein Gefühl der Opferfreude, das wirklich so tief verwurzelt ist, wie angenommen wird, so plötzlich verschwinden? Ist nicht gerade dies der Beweis dafür, daß es sich nicht um ein heiliges Gefühl des Opferwillens, sondern nur um eine von interessierter Seite künstlich erzeugte Sinnestäuschung, vielleicht auch um einen Selbstbetrug handeln kann?

Ich bin der Überzeugung, daß hier kein natürlicher Opferwillen mißbraucht wird — wer würde sich wohl mit Begeisterung durch Giftgase hoffnungslos ausräuchern lassen? — sondern, daß es sich gerade umgekehrt verhält. Künstlich wird erst

ein Ideal geschaffen, dem dann all diejenigen Eigenschaften beigelegt werden, die eines Opfers wert scheinen.

Ich glaube, der Opferwille ist beim Menschen — mit Ausnahme des Märtyrers — nicht absolut; jedenfalls dürfte er niemals den Selbsterhaltungstrieb überwiegen. Denn der gesunde, lebensstüchtige Mensch setzt seinen Körper nur für ideelle und sachliche Werte ein, hat aber wohl kaum das Bedürfnis, sein Leben zu opfern, nur um ihm einen Inhalt zu geben.

Gerade die eingangs zitierten Worte aus Faust charakterisieren den Durchschnittsmenschen ausgezeichnet: gern vom Kriege reden, wenn's nicht gefährlich ist. Diese Art Menschen scheinen mir eher die „ewig-unfreien“ zu sein, als die, welche den Krieg verabscheuen, auch wenn sie ihn noch nicht einmal am eigenen Leibe verspürt haben.

Wohl wohnt die Rauflust den Menschen inne, den jungen mehr als den älteren. Auch die Waffen sind unterschiedlich; alle finden Verwendung, vom Geist über die Faust zum Stahl. Ist unser Leben aber nicht mehr wert, als ein Prellbock unserer Rauflust zu sein? Die Todesangst sollen wir für etwas Niedriges halten, diesem Rauftrieb jedoch unweigerlich verfallen sein, oder gar „der Wollust am Schrecken“! Gewiß, wir müssen Ideale haben, um „unserer schalen Person“ Inhalt zu verleihen. Warum aber keine höheren, menschenwürdigeren?

Unter den verschiedenen Arten von Menschen stehen sich Fatalisten und Kämpfernaturen gegenüber. Herr Högger gibt zu, daß der Kriegsgeist das gefährlichste Moment bei der Entstehung eines Krieges ist, lehnt aber dessen Bekämpfung ab. Sollen wir alle Fatalisten sein, oder ist nicht gerade der Kampf gegen den Krieg den Einsatz unseres Idealismus wert? Denn gelingt es uns nicht, uns durchzusetzen, dann wird uns letzten Endes nichts anderes übrig bleiben, als die genannten „Leichen und Trümmer“.

Ob Kriege ausrottbar sind oder nicht, dürfte von uns kaum zu entscheiden sein. Beides kann bewiesen und widerlegt werden. Wir dürfen uns daher nicht in Diskussionen verlieren, sondern müssen handeln, das heißt den Krieg bekämpfen, und zwar gerade wegen seiner Furchtbarkeit. Bringt doch der Krieg statt eines Aufbaues nur Zerstörung und setzt er doch an Stelle des

Rechtes die Gewalt. Dies hat der Weltkrieg zur Genüge bewiesen, unter dessen Folgen die Sieger wie die Besiegten heute noch zu leiden haben. Die auf die Fahnen geschriebenen Ideale sind nicht verwirklicht und Millionen Menschen umsonst gefallen. Solche Kriege können wir nicht durch eine Großtat, einen Gewaltstreich oder ein Opfer bekämpfen, sondern nur durch zähe Kleinarbeit, im stillen, unerkant. Wir müssen versuchen, unsere Mitmenschen für die einzigartige, große Idee des ewigen Friedens zu gewinnen, Mann für Mann.

Die Zahl der Menschen, die an den Frieden glaubt, muß steigen, denn mit diesem Glauben steht und fällt der Friede selbst. Wir müssen daher unentwegt dem einen Ziele zustreben: der Verbreitung des Friedensglaubens. Spätere Generationen werden daraus den Nutzen ziehen oder — untergehen. In diesem Glauben aber liegt die Ethik begründet, aus der heraus wir den Geist des Krieges bekämpfen können.

Klaus Wiesinger, med.

DEINEN BRUDERSINN,

lieber Kommilitone, sollst Du unter Beweis stellen. Ein Ehemaliger, der über ein Jahr im Hochschulsanatorium verbracht hat und jetzt immer noch zu Hause kränkelt, hat ein Buch verfaßt:

„Mein Kuraufenthalt im Hochschulsanatorium Leysin“.

Du hast Dich gewiß schon interessiert, wie deine kranken Brüder im S.U. wohl den lieben, langen Tag totschiagen. Das Buch, übrigens geschmackvoll ausgestattet, gibt dir erschöpfend darüber Auskunft. Du erlebst Freuden und Leiden der Insassen; Genesung und Tod ziehen in eindrucksvollen Bildern an dir vorüber. Der Reinertrag des Buches, das mit seinen nahezu 100 Seiten zu Fr. 2.— verkauft wird, fällt dem Hochschulsanatorium zu. Ein kleines Scherflein möchten wir auch dem bedürftigen Verfasser zukommen lassen.

Ein geringes Opfer verlangen wir von dir, aber der Segen, den du damit stiftest, ist groß. Wer weiß, vielleicht greifst auch du einst nach der rettenden Hand der Wohltäter in Leysin. Kommilitonen, wir zählen auf euch! Das Buch ist erhältlich in der Zentralstelle. Die Präsidenten des V.S.E.T.H. und des K.St.R,

**CHRISTLICHE STUDENTENKONFERENZ IN AARAU,
vom 17.—18. März 1936.**

Der Besuch der christlichen Hochschulwochen in Zürich und Basel hat gezeigt, wie viele unserer Studenten und Studentinnen in allem Ernste sich bemühen um die Fragen, die den christlichen Glauben und das daraus entspringende Leben im Alltag betreffen. Viele haben es vielleicht bedauert, daß sie seit diesen Tagen der Hochschulwoche keine Gelegenheit mehr hatten, sich über Fragen, die ihnen nachträglich bei ernster und ruhiger Überlegung aufgestiegen sind, auszusprechen.

Im März findet in Aarau, wie jedes Jahr, eine christliche Studentenkonferenz statt. Die Referenten und Themata für die drei Tage sind:

Prof. Fritz Lieb: Der geistige Kampf der Gegenwart.

Prof. K. L. Schmidt: Wie spricht Gott zum heutigen Menschen.

Dr. Stoevesand: Die Wirklichkeit eines christlichen Lebens.

Pfarrer W. Lüthi aus Basel wird an einem der Abende die Konferenzpredigt halten.

Der Hauptakzent liegt aber auch bei dieser Konferenz auf den Diskussionen, für die die Nachmittage reserviert sind. Jeder einzelne wird Gelegenheit haben, mit den Referenten, oder in kleinern Gruppen mit Kommilitonen, über alle Probleme zu sprechen, die er schon mit nach Aarau gebracht hat, oder die ihn im Anschluß an die Vorträge bewegen. Wer von solchen Vorträgen und Aussprachen einfach fertige „Lösungen“ erwartet, der wird, wie so mancher von der Hochschulwoche in Zürich, enttäuscht sein; denn das Ringen, der wirklich entscheidende Kampf um „Lösungen“ in allen wichtigen Fragen, können dem einzelnen niemals abgenommen werden. Aber dennoch wird eine Zusammenkunft, wie die in Aarau, nicht sinn- und fruchtlos sein, weil wir da einmal unsere ganze Problematik nicht immer nur von uns aus betrachten, sondern uns die vom Evangelium Jesu Christi her geschaute Wirklichkeit zeigen lassen wollen.

Der Name „Christliche Studentenkonferenz“ soll keinen abschrecken, hinzukommen. Es sind alle Studierenden herzlich eingeladen, gleichgültig wo sie sonst stehen und welcher Vereinigung sie angehören. Fruchtbar wird die ganze Konferenz erst dann werden, wenn nicht nur Theologen und vielleicht noch Philosophen daran teilnehmen, sondern Vertreter aller Fakultäten. Die Zeit vom 16. bis 18. März ist vielleicht für die Studierenden der Universität etwas ungünstig; sie ist so festgesetzt worden, daß auch Studenten und Studentinnen von der E.T.H. die Möglichkeit haben, an der Konferenz teilzunehmen.

Das genauere Programm und alle weiteren Mitteilungen werden gegen Semesterende durch Plakate in den Hochschulen bekannt gegeben werden.

Für den Zürcher. Lokalausschuß: **Margrit Muff**, cand. phil.

VORTRAG.

Donnerstag, den 20. Februar 1936, spricht Herr Prof. Dr. Karl Meyer um 8.15 Uhr im Auditorium II der E.T.H. über „Staatsräson und Völkerbund“. Wir hoffen, daß die Behandlung des Kernproblems des Völkerbundes durch eine so bedeutende Persönlichkeit, wie es Herr Prof. Karl Meyer ist, das rege Interesse der akademischen Jugend finden wird.

Der Vortrag wird bei freiem Eintritt für die Dozenten und Studierenden beider Hochschulen durchgeführt.

Schweiz. Hochschulvereinigung für den Völkerbund:
Sektion Zürich.

DISSERTATIONSZENTRALE DES STUDENTENVERBANDES SCHWEIZERISCHER VOLKSWIRTSCHAFTER.

Die Dissertationszentrale des Verbandes Schweizerischer Volkswirtschaftler wurde vom Schweizerischen Wirtschaftsarchiv in Basel in Verwaltung genommen. Sie bezweckt die Sammlung der Titel aller an den Schweizerischen Universitäten zur Bearbeitung erteilten wirtschaftswissenschaftlichen Dissertationen, um den Studierenden zu ermöglichen, zu erfahren, ob sich bereits eine anderswo erteilte Arbeit mit dem gleichen oder einem ähnlichen Thema beschäftigt. Dadurch sollen Doppelarbeiten, vergeblicher Aufwand und Enttäuschungen vermieden werden. Jeder Studierende der Wirtschaftswissenschaften melde daher das ihm gestellte Thema sofort beim Wirtschaftswissenschaftlichen Verband an der Universität Zürich an (G. von Meiß, stud. oec., Voltastraße 12).

Die Zentrale steht auch andern Interessenten zur Verfügung. Sie erteilt den Mitgliedern des S.S.V. und den Herren Professoren unentgeltlich Auskunft, alle übrigen Benützer entrichten eine Gebühr von Fr. —.40, die der Anfrage in Briefmarken beizulegen ist.

Mit der Errichtung dieser Zentrale geht eine Anregung in Erfüllung, die Prof. Landmann im Jahre 1924 in Baden anlässlich der Jahresversammlung der Schweizerischen Statistischen Gesellschaft im Kreise seiner Fachkollegen gemacht hat.

Die Sammlung der Themen wird in nächster Zeit auch auf die westschweizerischen Universitäten ausgedehnt werden. Sodann finden gegenwärtig die Vorarbeiten zur Sammlung der Titel aller an den schweizerischen Hochschulen seit 1910 erschienenen wirtschaftswissenschaftlichen Dissertationen statt.

Studentenverband Schweiz, Volkswirtschaftler Zürich.

Schweizerisches Wirtschaftsarchiv Basel.

Wirtschaftswissenschaftlicher Verband an der Universität Zürich.

VON DEN AKADEMISCHEN SKILAGERN ÜBER NEUJAHR.

Sie waren, um es gleich vorweg zu nehmen, ein voller Erfolg. Eine Beteiligung von 70 Leuten in beiden Lagern zusammen hätte auch der kühnste Optimist nicht erwartet. Jene Nörgler und Kritikaster aber, die uns auf Grund früherer Erfahrungen einen Mißerfolg prophezeiten, sind entscheidend aufs Haupt geschlagen. Zwischen früher und heute besteht eben der Unterschied, daß nun endlich einmal sporttreibende Akademiker (zum Teil diplomierte Sportlehrer) die Leitung des gesamten Sportsbetriebes, also auch die Skilager, an die Hand genommen haben.

Die technisch saubere und einwandfreie Leitung der Skikurse und Touren durch die drei Skiinstruktoren Trudel, Schneiter und Morf riß alle Lagerteilnehmer mit, und begeisterte sie derart, daß am Ende des Lagers Zusammenkünfte der Teilnehmer und ein Wiedersehen in einem Frühlingsskilager vereinbart wurden.

Ich bitte also jene „Trübwetterpropheten“, der neuen Situation entsprechend, sich umzustellen, unseren intensiven Bestrebungen entgegentzukommen und sich auch an unseren Trainings und Veranstaltungen zu beteiligen. Sie können nur gewinnen, und wir werden nichts nachtragen.

Zurück zu den Skilagern. In verschiedenen Fähigkeitsgruppen wurde den Kursteilnehmern der gesamte Stoff der Schweiz. Einheitsskischule übermittelt. Die Anfänger drangen über Geh- und Fahrschule bis zum Stemmbogen und Stemmkristiania vor. Die Fortgeschrittenen repetierten Telemark und Kristiania und produzierten sich in Steilhangtechnik. Alle Übungen wurden immer sofort im Gelände angewendet, so daß die Leute für die nachfolgenden Touren genügend vorbereitet waren, um mit Genuß auch schwierigere Abfahrten durchstehen zu können. Sehr bald folgten kleinere und größere Touren, die uns das prachtvolle, riesengroße Gebiet nach allen Seiten erschlossen: Arflina Furka, Mattlishorn, Straßberger Furka, Durannapaß, Grünsee, Casannapaß, Weißfluhjoch, Weißfluh, Parsenn, Zähnjeflüh, Glattwang, Hochwang usw. Herrliche Gratwanderungen und begeistertes Gipfelstürmen wechselten ab mit sausenden Abfahrten. Und am Abend kehrten „Kanonen“ wie „Skisäug-

linge“ hochbefriedigt und mit einem Bärenhunger in das heimelige braune Skihaus Arflina zurück. Auf anstrengendere Tage folgten Ruhepausen. Fahrschule wurde repetiert, Slalom- und Sprungkonkurrenzen ausgetragen. Auch für die Anfänger war eine kleine Schanze errichtet worden, die mit viel Mut und Elan gesprungen und oft auch gestanden wurde.

Der sportliche Kameradschaftsgeist zeigte sich nicht nur auf dem Schneefeld, sondern trat auch am Abend und dann erst recht in Erscheinung. Das mit Photographien, Karikaturen und zum Teil direkt künstlerischen Zeichnungen geschmückte Lagerbuch erzählt von mancherlei Taten und Untaten: Ping-Pong-Turniere, Jaßgefechte, Songs zur Laute, gemeinsame Lagerlieder, Mondscheinskifahrten und mitternächtliche „Gespenstergeschichten“ bleiben unvergessen.

Wir haben uns als Kameraden und Menschen kennen und schätzen gelernt, außerhalb der immer etwas kühlen Hochschulatmosphäre. An die gemeinsam verlebten schönen Stunden denkend, sage ich mit voller Überzeugung: Es lebe ein gesunder, vernünftig betriebener Sport! Tretet ein in unsere Reihen, besucht unsere Trainings. Ihr werdet es nicht bereuen. Auf Wiedersehen im Frühlingsskilager!

Der Sportleiter: **Eugen Morf**, phil. II.

KLEINER RÜCKBLICK.

Ein Brief aus Teheran.

Es war vor fünf Jahren, als ich nach Zürich fuhr, um ein Student zu werden. Ich hatte ungeheure Vorstellungen von dem Studententum. Ein Student sein, hieß eine neue Welt eröffnen. Ein Student stand außerhalb der menschlichen Allgemeinheit, er hatte seine eigenen Gesetze, und er suchte. Er suchte alles, was Groß und Erlebenswert war, er suchte mit allem, was er hatte, er schreckte nicht zurück vor dem, was dunkel und unbekannt war. Er wollte wissen, erkennen und sehen. Und ich war bereit, ein Student zu werden. Ich wollte suchen und ich wollte erkennen, ich wollte wissen, warum es so war, und ich wollte die mannigfachen Geheimnisse ergründen und selbst erleben. Und ich war bereit, meinen eigenen Weg zu gehen, und ihn ganz und bis ans Ende zu gehen und nicht auszuweichen.

In Zürich suchte ich die Pension, die mir von zu Hause ausgesucht worden war. Und da ich glaubte, in einem Raume, der nicht von mir eingerichtet worden war, nicht existieren zu können, stellte

ich sämtliche Möbel um — zum Vergnügen, aus Prinzip und als Protest. Abends ging ich, der ehemals streng behütete Sohn, in ein im Grunde harmloses, mir damals aber höchst zweifelhaft erscheinendes Lokal. Denn ich wollte doch Student sein und tun, was ich wollte, meinen eigenen Wünschen und Trieben folgen und auch das Dunkle wagen.

Am andern Tag ging ich ins Poly. Ungeheuer imponierten mir die großen Hallen und wie die Schritte darin erklangen, wie es still war und dann wieder laut, und wie die andern Studenten sich hier wie zu Hause aufführten. Ich konnte ihre Sicherheit nicht verstehen und wie sie ruhig waren oder lachten. Es lagen doch ungeheure Dinge in der Luft, alles wankte und nichts war fest. Meine eigene kleine Welt war im Werden begriffen, und ich wollte sie aus weichen Formen in harte und klare Linien hauen. Auch ich wollte ruhig und überzeugt werden, aber daß bis dahin ein langer Weg sei, merkte ich damals zum ersten Male.

Es war eine große Zeit, diese ersten Wochen im Poly. Ich gab mir äußerste Mühe, ein Student, ein vollwertiger Student zu sein, mit eigener Bestimmung und eigenen Wegen, und nichts anzunehmen, was mir nicht gefiel. Das Resultat davon war, daß ich nach 14 Tagen hoch im Bogen aus meiner Pension hinausflog, gestoßen von der ehrenwerten Dame des Hauses. Ich freute mich königlich darüber und fühlte mich stolz und glücklich. Es war wie eine Auszeichnung. Jetzt war ich erst wirklich Student, außerhalb der normalen Menschheit und ging meine eigenen Wege.

So ging das erste Semester hin. Ich lernte unglaubliche Dinge kennen, die kleinste Kleinigkeit machte mir großen Eindruck. Ich stand dem Problem gewöhnlich ratlos gegenüber und mußte erst lange darüber nachdenken, bis ich eine auch nur vage Einstellung dazu erhielt. Ich war auch sofort bereit, sie gegen eine andere umzutauschen, die mir vordoziert wurde. Ich traute mir so wenig zu, eine überzeugte Meinung stieß meine Phantasiewelt um und ließ sie gleich wieder in gegenteiliger, sofort weit übertriebener Form aufstehen. Im Poly arbeitete ich wenig, ich fand wenig Zusammenhang mit meinen Kameraden und verstand nicht, daß sie sich über Mathematik unterhielten. Es war ein blasses Wissen gegenüber dem lockenden, pulsierenden Leben und den vielen dunklen Stellen, die darin leuchteten und zogen.

Aber immer wieder zog es mich hinaus, im Winter mit den Ski, im Sommer mit dem Seil in die Berge. Es war so ganz anders draußen in der Höhe. Es war frisch, und der Wind wehte. Eine Sonne stand am Himmel, oder dann war es dunkel und kalt, oder es regnete und der Sturm brauste. Jedesmal war es anders, aber das Leben schien natürlich, klar, stark und einfach. Aber jedesmal, wenn ich wieder in der Stadt war, kam das andere, die Zweifel, der Drang

nach Erleben, die Suche und doch wieder die Scheu vor Halt und Arbeit, und dann die Flucht irgendwohin unter unbekannte Gesichter. Oft lief ich in die Stadt hinunter, in ein Revolverkino oder ein Tingeltangel und ging daraus hervor, mit Ekel beladen und dem Wunsche, weit fort zu gehen.

Die Zeit verging im Fluge. Es war keine schöne Zeit, diese ersten Semester. Zerrissen und haltlos, zwischen den verschiedensten Idealen pendelnd, hilfesuchend, doch alle guten Geister fliehend, rannte ich herum ohne Ruhe. Ich wollte unten hindurch und hatte Angst und doch Sehnsucht nach dem, was licht und hell war.

Dann begann ich zu arbeiten. Ich tat es vorsichtig und mit Maß. Halb schämte ich mich. Es war so verschieden von dem, was ich bis dahin getan hatte. Früher hatte ich es verachtet und als Flucht vor sich und seiner Phantasielosigkeit bezeichnet. Und erkannte nun ganz sachte, welche Wohltat es war, sich selbst in der Arbeit zu vergessen, sich zu verlieren in den Unendlichkeiten, die außerhalb des eigenen Ich liegen, und sich dann still und bescheiden wiederzufinden.

Damals war es auch, als ich Freunde fand und wir die Pewe gründeten. Wir hatten uns fest zusammengeschlossen, wohnten zusammen, arbeiteten zusammen und feierten Feste, bei denen getanzt und gesungen wurde. Es war eine kräftige Freundschaft zwischen uns; Sonntags zogen wir in die Berge oder im Winter in unsere Hütte in Davos, im Sommer mit dem Faltboot die Flüsse hinunter und waren nahe daran, uns zu verbrüdern, bis eines Tages jeder wieder seinen eigenen Weg starr und eigenwillig weiterging.

Dann nahte das zweite Vordiplom, an das ich mit großen Erwartungen heranging. Ich wollte ein gutes Zweites machen, ich wollte mir verschiedenes beweisen und setzte mich nach Kräften dahinter. Die ganzen Sommerferien arbeitete ich durch, um dann im Herbst zu steigen. Bis aufs äußerste bemühte ich mich und ließ mich durch die Prüfungen aufregen und deprimieren wie nie vorher und nachher. Bis eines Tages, nach atemlosen drei Wochen, das Vordip beendet war, dieses Ziel erreicht war und der Druck aufgehört hatte.

Da kam es wie ein Sturm. Ich wollte einfach nicht mehr und rebellierte. Das Semester hatte schon angefangen, aber ich wollte nicht weiter Tag für Tag ins Poly wandern, mich in geschlossenen Räumen auf einen Stuhl bannen lassen. Ich wollte hinaus, weit fort, ich wollte sehen, ich wollte reisen, ich wollte wissen, wie es war außerhalb. Ich wollte das Leben spüren und einem fernen Etwas nachjagen. — So packte ich mein kleinstes Köfferchen, suchte meinen ältesten Anzug, nahm das Geld, das ich gerade hatte, und zog los. Erst fuhr ich mit dem Tram nach Altstetten und dann mit angehaltenen Autos durch die ganze Schweiz. Es war eine aufregende Art, zu reisen, auf Zufall und Frechheit abgestellt. Ich lernte viele

Menschen kennen und war erstaunt über die mannigfachen Dinge, die ich erfuhr. Anderntags fuhr ich über die Grenze, gelangte nach Lyon, suchte hier im Hafen einen Kahn nach Marseille, wechselte hier meine letzte Schweizernote und löste ein Billet nach Tunis. Wie im Rausche stieg ich auf das Schiff, starrte hinaus auf das flimmernde Meer und wieder zurück auf die Notre Dame de la Garde. Farbe war in der Luft, Sonne, Staub und Geräusche, und die Erwartung peitschte. Ich hätte schreien mögen und lehnte doch stumm und verbissen, mit vergrabenen Händen, an der Brüstung. Doch als wir endlich in das flimmernde, gleißende Meer hinausfuhren, löste sich die Spannung und machte einer tiefen Ruhe Platz. Es war herrlich, da irgendwohin zu fahren, ohne festes Ziel; niemand wußte, wo ich war, niemand erwartete mich; ich hatte wahrscheinlich zu wenig Geld für eine reibungslose Rückreise, ich wußte nicht, was noch kommen sollte, war aber aufs äußerste bereit, immer weiter zu ziehen, bis ich selber genug hatte.

Im Zwischendeck, worin ich fuhr, war eine Kompagnie arabischer Spahis, Kavalleristen, mit denen ich sofort Freundschaft schloß. Stundenlang hörte ich ihnen zu, wie sie in ihrer merkwürdigen Sprache sprachen, studierte ihre Handbewegungen, die so ganz anders sind als die unsern, und ließ den ganzen Prickel der fremden Rasse über mich ergehen.

Am andern Tag erreichten wir gegen Abend die afrikanische Küste, die sich flach und braun aus dem Meer erhob. Das Land war fremd, öde und schweigend. Aber es zog und lockte und versprach Wunder. War die erste Palmenallee nicht ein Erlebnis, der erste Fez, der erste Burnus. Und kaum hatte ich mich einige Tage in der Stadt umgesehen, den Bazar entdeckt, die Soukhs, zog ich weiter. Erst mit der Eisenbahn, dann sonstwie, durch Städte und Dörfer, immer weiter, bis ich zu den Nomaden kam. Bis es einfach nicht mehr weiterging und ich nötgedrungen umkehren mußte. Und da die große Straße gesperrt war, zog ich zurück über das Gebirge, die Ausläufer des Atlas. Durch weite, öde Gegenden, an uralten Dörfchen vorbei, an Kamelherden und Nomadenzelten, bis endlich im Abendlichte wieder Tunis auftauchte.

Auf der Rückreise erreichte ich, nachdem ich auf dem Meere die Seekrankheit durchgemacht hatte, in Marseille bei einem zufällig angetroffenen Primarschulkollegen wieder mit Geld versorgt worden war, auf weiten Umwegen über Basel, gänzlich ausgeleiert, aber stolz und zufrieden Zürich, wo ich erst meine Eltern über mein Nöch-Vorhandensein beruhigen mußte.

Die Semester vergingen. Immer war etwas im Gange. Ich hatte gelernt, meine Zeit und mein Geld einzuteilen. Oft war ich einige Tage vom Poly abwesend, bald in den Bergen, bald auf der Reise. In Zürich lebte ich zurückgezogen und möglichst billig. Es war mir

gleich, was und wieviel ich aß. Dafür hatte ich stets meine Reserve auf der Seite, die mir erlaubte, meinen Plänen nachzugehen. Oft gab ich in wenigen Tagen hemmungslos alles aus, was ich seit langem zusammengehalten hatte, und fühlte mich glücklich dabei.

Speziell in Erinnerung geblieben ist mir ein Semester gegen Ende des Studiums. Ich wohnte damals in einer kleinen Bude unter dem Dache eines wackeligen Häuschens hoch über der Stadt. Es war eine Zeit voll innerer Schwierigkeiten, in der ich mich Narr und Feigling schalt und mich selbst verachtete. Immer ist mir dabei das Bild der Stadt vor Augen, die sich unten mit ihren Geräuschen, mit leichtem Nebel bedeckt, dahinzog. Wenn dann wieder etwas zu verarbeiten war, schaute ich hinunter, gegen die Limmat, und von dort talabwärts und wünschte mich weit, weit fort, um unbekannt und ohne Ziel die Welt zu durchstreifen. Damals lernte ich auch kennen, was Freundschaft ist. Ich hatte ja wenig Freunde und mit meinen Studienkollegen alle vier Jahre hindurch wenig Zusammenhang. Ich konnte sie in vielen Dingen nicht verstehen, auf der andern Seite bewunderte ich sie über ihre Ruhe und Sicherheit. Wenn ich aber einmal mit ihnen abends ausging, kam ich gewöhnlich angeheitert und mit einem Krawall hinter mir nach Hause, um wieder für lange Zeit genug zu haben. — Hingegen die Freundschaft war etwas ganz anderes. Wenn ich traurig und geschlagen zu meinem Freunde ging, war ich sicher, daß er mich ernst nahm und mir half. — Heute liegt er begraben; er stürzte ab.

Einmal hatte ich Ferien für mich, die nicht mit Militär oder Diplom-Vorbereitungen besetzt waren. Ich suchte und fand eine Praktikantenstelle, ging mit großen Erwartungen hin und wurde auch hier durch die Wirklichkeit überrascht. Ich mußte oft lachen, wie ich, als greiser Student, im Übergewand Schienen einen Schacht hinunterließ, Zementsäcke schleppte oder tief im Stollen Maschinen bediente. Abends stieg ich, müde und glücklich, hinauf zum Gasthaus am See, wo ich zusammen mit dem Ingenieur wohnte. Abend für Abend ließ ich mir von ihm von Indien erzählen, wo er bis vor kurzem tätig war. Er war es, der mir, der ich schon damals von meiner Auswanderung überzeugt war, Asien als lockendes Ziel darstellte.

Nach dieser Praktikantenstelle begann das letzte Semester. Aber ich konnte mich nicht mehr in das Studium finden. Ich hatte wohl den Drang, zu arbeiten, aber die Unruhe war stärker. Erst reiste ich nach Italien, nach Rom, Neapel und weiter nach Positano, wo ich einen Freund besuchte. Hier in der Gesellschaft von Malern und Künstlern, die alle mit sich selber im Aufruhr waren, die suchten und stritten, lachten und tranken, und die genau das Gegenteil von dem waren, was als erstrebenswert betrachtet wird, war ich einige fröhliche und befreiende Tage, um dann wieder auf Umwegen nach Zürich zurückzukehren.

Hier richtete ich mich im Neubühl ein, in angenehmer Entfernung der Hochschule. In der kleinen Wohnung wurden Feste über Feste gehalten, es wurde getanzt, gespielt, getrunken, oder es war Besuch da, oder ich war selber fort. In letzter Frist erledigte ich in einer Gewaltarbeit die Semesterübungen, die für die Diplomzulassung erforderlich waren, um dann nach Graubünden zu entweichen, wo Gipfel um Gipfel bestiegen wurde. Nach 14 Tagen kehrte ich, wie gewohnt gänzlich verarmt, per Velo nach Zürich zurück, wo das Diplom wartete.

Erst arbeitete ich gut, um dann schlaff und immer schlaffer zu werden. Zuletzt lag ich tagelang im verdunkelten Zimmer, aß Birchermus mit Kirschwasser, hohlälchelte über das Diplomgespenst, um dann abends auszugehen.

Bis mich ein Freund energisch zur Rede stellte und mir die ganze Lächerlichkeit meines Tuns darstellte. Da zog ich aus meiner Wohnung in die Stadt, mietete mich in eine Pension ein, erledigte noch eine Angina, um dann die verbleibenden Tage vor Prüfungsbeginn mit Umsicht und klarer Einteilung zu benützen, das diplomnotwendige Wissen zu erwerben.

Mit großer Ruhe begann ich das Diplom, zeigte mich sicher und selbstbewußt und erledigte es während der ganzen Dauer gelassen und ohne Aufregung. Nie aber ließ ich das Diplom mich ganz erwerben, sondern behielt stets Raum für mich selber und meine privaten Interessen. Und ich muß gestehen, daß ich während dem Diplom wohl das Tiefste und Höchste erfuhr während meiner ganzen Zürcherzeit.

Nach Diplombeendigung und all den Abschiedsfesten lebte ich eine Zeitlang als bescheidener, strebsamer Mann meinen Privatstudien zu Hause, bis dann wieder die alte Reiselust überhandnahm. Tag und Nacht träumte ich von meiner Auswanderung. Insgeheim bereitete ich alles vor, um innert kürzester Frist abreisen zu können. Ich hatte, um Auslandsurlaub erhalten zu können, noch meine Militärpflichten zu erledigen. Da aber diese Frage noch nicht gelöst war und ich befürchtete, noch einige Zeit warten zu müssen, entschloß ich mich, im Notfalle auch ohne Militärurlaub aus der Schweiz abzufahren, was mir die Möglichkeit genommen hätte, jemals wieder in die Schweiz zurückzukehren. Mitten in gefährlichsten Spannungen wurde ich zu meiner großen Erleichterung zur Rekrutenschule aufgeboten.

Nach diesem sehr schönen Militärdienst, während welchem ich wieder neue gute Freunde erwarb, kam der letzte, stärkste Akt, mein Europaabschied. Ich war zur Auswanderung entschlossen, mußte aber seit mehreren Monaten auf das Visum warten. Ich war aufs äußerste gewillt, die Schweiz zu verlassen, und bereit, die dreckigste Arbeit im Auslande anzunehmen, zu bewältigen und durchzuhalten. Ich wußte, wohin ich wollte, hatte aber weder Freunde noch Ver-

wandte dort, überhaupt nie direkte Nachricht von dort erhalten. Der Schweizeringenieur, der die Verhältnisse studiert hatte, riet mir davon ab. Aber ich wollte fort, ich konnte nicht in der Schweiz bleiben. Trotz allem und jedem. So hing ich in einem unmöglichen Zustande zwischen Himmel und Erde, hatte weder Lust noch Energie, eine Stelle in der Schweiz zu suchen, hatte das Einreisevisum nicht, sah, was wohl das schlimmste war, wie ein Kollege nach dem andern irgendwo unterkam. Tagelang strich ich auf dem Velo umher, hatte keine Energie zu irgendwelcher Tätigkeit und irgendwo tief verborgen ein Grauen vor der gänzlichen Ungewißheit, in die mich zu begeben ich entschlossen war.

Bis eines Tages die Paßgeschichte erledigt und somit das letzte Hindernis beiseite geschafft war. Innert wenigen Tagen war alles gerichtet, ich nahm dann von meiner Mutter einen Abschied, den ich kaum je vergessen werde, um dann nach einigen Zwischenfällen die Grenze zu überschreiten. Damit hatte ich das Ziel erreicht, das mir seit vielen Jahren vorgeschwebt, ich war außerhalb meines Bekanntenkreises, ich zog hinaus in eine ungewisse Ferne und hatte mich auf mich selbst und meinen guten Stern zu verlassen.

Teheran, im Juni 1935.

Arnold Sonderegger.

GESTÄNDNISSE.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es handelt sich hier weder um die Veröffentlichung von auf Tagebuchblätter niedergeschlagenen Herzenergüssen, noch um sonstige sensationelle Enthüllungen über mein inneres und äußeres Leben. Und doch sind es irgendwie „Geständnisse“, zwar nicht für mich persönlich, der ich mich in erster Linie als Individuum betrachte, sondern vor allem für Sie, geliebter Leser, der Sie vielleicht geneigt sind, in mir den Prototyp des Zürcher Studenten zu sehen, strebsam, schweigsam, heroisch-tugendhaft, intellektualisiert, blasiert. Sie werden aber mit Befremdung feststellen müssen, daß sich der Gehalt meiner Erzählung in keiner Weise in diesen Rahmen spannen lassen wird. Deshalb also, nämlich um Sie nicht in Ihren innersten Gefühlen zu verletzen und zu enttäuschen, habe ich die verschämte Überschrift „Geständnisse“ gewählt.

I.

Bildlich gesprochen hing mir alles zum Hals heraus. Wahrheitsgetreu gesprochen war es nur die Zunge. Ich mußte sie mit Gewalt und unter stetigem Apell an die gute Kinderstube, die ich genossen hatte, zurückhalten, um sie nicht in ihrer ganzen Länge all meinen lieben Mitmenschen zu zeigen, den guten, bebrillten, jungfräulich-fetthäutigen Weisheitsbehältern, die mit Nachdruck und Wonne hinter ihre Namenszüge „stud. phil. I“ zu setzen pflegen (wie wenn

jemand ernstlich darauf verfallen würde, sie für etwas anderes zu halten!), den flotten, allzuflotten Männchen (im Gegensatz zu Weibchen), die von morgens bis abends die „Uni-Bar“ bevölkern, unerhört viele und unerhört teure Zigaretten rauchen, sich gegenseitig faustdicke Lügen auftischen und sonstige angeregte Gespräche führen, in denen das Wort „Bart“ eine unerklärlich große Rolle spielt, den ältlichen Herrschaften beiderlei Geschlechts, die sich mit wahrer Versessenheit in die Auditorien ergießen, sich mit Grabesmiene an ihren seit alters her angestammten Plätzen verankern und während der Vorlesung in regelmäßigen Abständen in freudig bejahender Weise mit dem Kopfe nicken, offenbar weil sie zum so-und-sovielten Male Wiedersehen mit einem bekannten Wort, einer bekannten Phrase, einer bekannten Geste gefeiert haben. Ach, und was hatten sie mir denn getan, all diese guten Leutchen, daß ich sie zu hassen begann wie Beelzebubs Leibgarde? Nichts! Aber ihr herdenartiges Auftreten, ihr Verschmelzen zu einer ein- und unförmigen Masse, genügte, um mein Blut zum Kochen zu bringen. Ich litt an der Furcht vor einer Welt, die ausschließlich aus brillentragenden Philologiestudentinnen, prahlerischen Grünschnäbeln und verdorrten Bildungsakrobaten bestehen könnte.

Aber die Welt bestand aus ungeahnt schöneren Dingen: aus blauem, mit weißen Segeln betupftem Meer, aus silbergrünen Olivenhainen, aus rauschenden Bambusdickichten und wuchernden Kakteenwäldern, aus sonnverbrannter Provence-Landschaft mit alten grimmig-gutmütigen Felsennestern und hinter einsamen Pinien sich auftürmenden Wolkenburgen, aus Tieren und guten Menschen.

Das ahnte ich mit aufkeimendem Glücksgefühl, als ich samt meinen Koffern in Cagnes-sur-Mer aus dem Zuge rutschte und ein graubraunes menschliches Etwas mit einem Palmzweig vor mir anscheinend ehrfurchtsvoll den Bahnsteig fegte, als sei ich Onkel Negus persönlich. Natürlich handelte es sich nicht um eine Ehrerbietungs-, sondern ausschließlich um eine Reinigungsprozedur. Aber ein gutes Omen mochte es trotzdem sein.

Und tatsächlich: meine tollsten Erwartungen erwiesen sich als armselige Hirngespinnste der stolzen, strahlenden Wirklichkeit gegenüber!

Man muß im „Mas des Artistes“ ankommen wie ich: im Herzen den letzten versickernden Rest von Bitternis über Erlebtes und Erlittenes, aber daneben jene frohe Reise- und Ferienstimmung, in der man lechzt nach Vergessen und Neuerleben. Man muß ankommen am Ende eines jener subtropischen Regengüsse, die minutenlang die Grenzen zwischen Luft und Wasser verwischen, die nicht fallen, sondern einfach in der Atmosphäre stehen als ungeheure, wild bewegte Wassermasse, in der man zu ertrinken glaubt, die sich dann mit einem Male von der Gegend wegziehen gleich einem magischen

Vorhänge, hinter dem die Landschaft wiedererwacht zu sonnetrunkenem Leben. Dann erlebt man einmalig und tief den ganzen naturhaft-südlichen Zauber, den dieses Fleckchen Erde ausströmt; denn es ist einem, als sei mit dem im Sonnengold zerrinnenden Gewitter das letzte Gespenst des Nordens von einem gewichen, und zum ersten Mal wagt man das Unerhörte: sich gedanken- und grenzenlos zu verlieren in einem Meer von vegetativen Glücksempfindungen!

Nie zuvor hatte ich etwas in jeder Hinsicht so Formvollendetes gesehen wie den „Mas des Artistes“, diesen aus den Ruinen eines uralten provençalischen Bauernhofs erstandenen Landgasthof, der einen der vielen Hügel krönt, mit denen sich die Provence gegen das Meer hin verschanzte. Ungehemmt dringt hier der Blick nach beiden Seiten, auf die azurblaue Wasserfläche und in das Innere des sagenhaften Landes, das sich durch blumige Täler in braunen Bergen verliert. Sie hat weder etwas Heroisches noch etwas besonders Liebliches, diese Landschaft. Sie ist eher herb, ja nüchtern in ihrer fast eintönig braunen Nacktheit. Aber sie ist voll ewig wechselnder Stimmungen, voll geheimnisvoller Farben, die unfaßbar, unwirklich auf ihr liegen als duftige, hauchartige Nebelschleier, erzeugt durch gauklerische Lichtbrechungen. Wo anders als in dieser sonnen-durchfluteten Traumwelt hätte die Wiege der impressionistischen Landschaftsmalerei stehen können?

Damals war es Renoir, der als Entdecker dieser Landschaft galt. Heute ist es, unter neuen Gesichtswinkeln, ein anderer großer Künstler: der aus Luzern stammende Bildhauer Frédéric B. Stoll. Nicht als Einsiedler hat er sich in der Gegend vergraben, sondern als leutseliger Weltmann empfängt er in seinem „Mas des Artistes“ jeden, der für Kunst, Natur und Geselligkeit noch etwas übrig hat. Sein Haus ist nicht das prunkvollste, sicherlich aber das stilreinste und naturverbundenste der ganzen Côte d'Azur. Aber die heutige im Herdengeist geformte Generation schiebt sich in Scharen durch die überfüllten Lokale von Cannes und Juan-les-Pins, schmort in der Sonne und treibt Ausdünstung, zu Hunderten auf winziger Strandfläche zusammengepfert, und nennt dies „Sport- und Naturgeist von heute“. Der „Mas des Artistes“ aber harret noch der Entdeckung durch die Masse ...

Nicht daß man auf mondäne Aufmachung verzichtet hätte. Auf der von tausendjährigen Olivenbäumen beschatteten Blumenterrasse spielte bei meiner Ankunft der Zürcher Student Gert Spitzer mit seiner famosen „Royal Dance Band“ zum eleganten Five o'clock Tea, und abends herrschte in nicht minder elegantem Aufzug (Strandpyjamas, Brusttücher, Shorts, Matrosenleibchen und viel sonnenverbrannte Nacktheit) angeregte Stimmung in der stilvollen, in intime Lichteffekte getauchten Provence-Bar.

Aber bald ersetzte ein persönlichkeitsloser Pick-up das frohe

Spiel der Zürcher. Sie waren wieder nordwärts gefahren, die armen Kerle, und alles, was sie mit sich genommen hatten, waren traum-schöne Erinnerungen und eine Hautfarbe, neben der Schokolade hell erschienen haben mag. Aber in Anfällen von Kulturbolschewismus stürzte ich mich an den Flügel und bezog Stoll (oder „Mabuse“, wie ich ihn zur besseren Veranschaulichung seines dämonisch-charaktervollen Künstlerkopfes nennen will) seinen Posten hinter dem Schlagzeug, und unter Todesverachtung und dazugehöriger Lärm-entwicklung brachten wir das „Neueste und Interessanteste aus aller Welt“ auf tanzmusikalischem Gebiete. Trotzdem ist es einmal vorgekommen, daß ein monokeltragender Herr nach einer unserer bestialischen Jazznummern schwankenden Schrittes und unter Ausstoßung feuchtfrohlicher „ups!“-Laute auf mich zukam und mir ein Geldstück in die Hand drückte mit der Erklärung: „— ups! — für die reizende — ups! — Tyrolermusik!“

Pflanzenhaft unbekümmert lebte man in den sonnigen Tag hinein, pfiß auf Weltprobleme und sonstigen intellektuellen Unsinn und gedieh dabei prächtig an Leib und Seele. Die Vorliebe für einen derartigen Lebensstil muß irgendwie meine Person gestempelt haben; denn in sogenannt gebildeten Kreisen habe ich von jeher nur mitleidiges Achselzucken, abwehrend-entgeisterte Blicke und sonstige mimische Umschreibungen des Bibelwortes „Scher dich hinweg, du räumiges Schaf!“ geerntet.

Aber eines Tages störte ein kleines Gewitter unser harmonisches Erdendasein. Der Schuldige war Boris, der Barmann, nach seinen eigenen Angaben ehemaliger weißrussischer Offizier. Er war mir von Anfang an ein Problem gewesen, dieser Boris. Immer und immer wieder mußte ich ihm ins Gesicht starren, und immer und immer wieder mußte ich versuchen, den Eindruck, den mir dieses außergewöhnliche Antlitz machte, irgendwie zu verarbeiten. Es wollte mir aber mit dem besten Willen nicht gelingen, die Hunderrasse zu finden, in die man diesen Kopf hätte einreihen können. Vermutlich war es eine noch unbekannte Kreuzung zwischen Seehund und Neufundländer mit auswechselbaren atavistischen Zügen. Boris hatte in der Tat die seltene Gabe, seinen Gesichtsausdruck beliebig zu schattieren von der glitschigen Pfiffigkeit des Seehundes bis zur bärtigen Gutmütigkeit des Neufundländers. Wer sich nun für dieses mimische Phänomen gar nicht begeistern konnte, war Madame, und das nicht mit Unrecht. Denn es war ein- oder zweimal vorgekommen, daß sie, zum Empfang ihrer vornehmen Nachmittagsgäste mit ihrer schönsten und wallendsten Seidenrobe angetan, von ihrem schönsten und gigantischsten Hute beschattet, mit ihren schönsten und teuersten Juwelen behangen, von ihrem schönsten und betörendsten Lächeln verklärt, sich eben anschickte, erhabener Haltung in die Arena hinabzuschweben, als sie mit Entsetzen gewahrte,

daß das bewundernde und langezogene „Ah!“, das eben noch von Mund zu Mund gegangen war, plötzlich auf aller Lippen erstarb, und die liebenswürdig anerkennende Miene der vornehmen Nachmittagsgäste sich auf ganz unerklärliche Weise in einen Ausdruck sichtbaren Unbehagens verwandelte. Und Madame tat, was jede Evatochter an ihrer Stelle getan hätte: Sie bewahrte äußerlich Haltung und Ruhe, was sie aber nicht hinderte, mit raschem und bangem Blick die erreichbaren Partien ihrer Erscheinung nach etwaigen Defekten abzusuchen und mit einer Hand unauffällig den Rand ihres gigantischen Hutes abzutasten, um festzustellen, ob nicht etwa ein Vogel Aber schon brachen die weniger Vornehmen unter den Nachmittagsgästen in beleidigendes Gekicher aus, was Madame veranlaßte, mit krampfhaft majestätischem Gebahren vorderhand das Feld zu räumen. Da fielen ihr aber plötzlich die Schuppen von den Augen. Denn auf dem Rückzug begegnete ihr Boris, diesmal mit dem dämlichsten Neufundländergesicht, das er aufzusetzen imstande war. Hatte doch der schurkische Weißrusse die Frechheit gehabt, hinter Madame gewissermaßen als mephistophelisches Alter Ego aufzutauchen, ihre klassisch bemessenen Bewegungen mit affenartigem Geschick nachzuahmen und sie, durch die gleichzeitige Vorführung sämtlicher ihm zu Gebote stehenden Grimassen in den erwähnten atavistischen Abstufungen, zu entweihen!

F. B.

(Fortsetzung folgt.)

EINE UNSITTE.

Tagtäglich kann man im Studentenheim beobachten, wie Akademiker in der Mensa oder im Café sitzen, angetan mit einem sog. **L a b o r m a n t e l**. Schon der Name sagt, wozu er dienen soll, nämlich zur Arbeit im Labor, damit die Kleider nicht beschmutzt werden. Und mit diesem Mantel — je schmutziger desto interessanter — kommen dann die Kommilitonen ins Studentenheim, wie wenn sie keine Zeit aufbrächten, um sich schnell umzuziehen. So mag es denn beim Anblick dieser weißen Mäntel manchem vorkommen, er befinde sich dort, wo man die Haare schneidet und nicht im **H e i m** der Studenten. Daher: Fort mit dem Labor-Mantel aus dem Studentenheim.

Peter Wespí, iur.

BÜCHERBESPRECHUNGEN.

Das soeben erschienene **Februarheft** von „Langenscheidt's **English Monthly Magazine**“ zur Pflege und Förderung englischer Sprachkenntnisse bietet eine reiche Fülle von kurzen, überaus anregenden Beiträgen zum politischen und wirtschaftlichen Weltgeschehen. Ein kurzer Aufsatz über den verstorbenen König von England leitet das Heft ein. „British East Africa“, auf das heute die Augen der ganzen Welt gerichtet sind, behandelt der zweite Artikel. Ein weiterer Aufsatz schildert die Wichtigkeit des Öls, gleichfalls

eine Frage von internationaler Bedeutung. Die short-story ist vertreten durch eine sehr lebendig geschriebene Erzählung, Schauplatz ist eine der paradisischen Inseln der Südsee. Einen Auftakt zu den Olympischen Wettkämpfen bildet der Aufsatz „The Olympic Spirit in Garmisch-Partenkirchen“. Auch der Humor kommt wieder zu seinem Recht. Sprichwörter und Redensarten und ein Aufsatz über die Anwendung des Artikels im Englischen sorgen für Belehrung. Wohltuend ist die Kürze der einzelnen Artikel. Nicht vergessen sei ein Hinweis auf die vielen guten Abbildungen, die den Inhalt der einzelnen Artikel beleben. Es ist wirklich eine Freude, auf so unterhaltende und anregende Weise die englischen Kenntnisse in Fluß zu halten.

1000 Ärzte gegen die Vivisektion. Vernimm! Selbst die Ärzte (die es doch wahrhaftig wissen sollten) sprechen gegen die Vivisektion. Es wird gegenwärtig die genannte Schrift, scheinbar in großer Zahl, verteilt (wie manche ältere Buisfreundin hat dazu mit ihrem Scherflein beigetragen!). Zu welchem Zwecke das Büchlein verteilt wird, ist bald klar: nämlich um noch mehr Buisfreundinnen zu finden. Die Vivisektionsfrage, die stets im Stillen mottet, soll frischen „Zug“ erhalten. Ein Übersehen des Büchleins wäre demnach das Richtige. Trotzdem seien hier einige Worte darüber gesagt. Herausgeber und Sammler auf diesem Gebiet ist ein Herr, namens Ludwig Fliegel.

Über Vivisektion kann man in guten Treuen verschiedener Meinung sein, daß nun — abgesehen von diesen 1000 Ärzten — alle Andern Sadisten sind, möchten wir bezweifeln. Die Trennung in „für“ und „wider“ ist, wie bei allen biologischen Problemen, nicht so einfach zu ziehen. In jedem Fall erwartet man aber etwas: Die Auseinandersetzungen sollen „fair“ und in anständigem Ton erfolgen. Verletzende Angriffe erwecken sofort Mißtrauen, z. B. kann auf solchen „Ton“ nicht eingegangen werden: Seite 182 „... Prof. I. P. Pawlow, der Gelehrte von Weltruf (der Bandit Al Capone hatte auch einen Weltruf), Haupt der physiologischen Schule (sollte heißen Verbrecherschule) ...“, oder Seite 186 wird das Gebiet der „Hypophysenextraktion als ein wüster Tummelplatz der Vivisek-Toren“ bezeichnet.

Das sind keine Entgleisungen mehr, sondern Anrempelungen. Sobald sich Herr Fliegel herabläßt, in anständigem Ton zu verkehren, können wir weiter sehen.

Was von den 1000 Ärzten da geschrieben wird: Hinreißend überzeugend schreibt Herr Dr. med. Jul. Haas, prakt. Arzt und Zahnarzt zu Bieblitz in Schlesien am 20. März 1908: „Hinweg mit dem Tierexperiment!“ Das sind Worte für die Menschheit, Herr Dr. Haas! Welcher Zufall, welche Gedankenassoziation! Denselben Ausspruch tat am 16. September 1908 der Prakt. Arzt, Sanitäts- und

Distriktsarzt Joh. Maneth, zugleich dipl. Tierarzt in Pfaffstätten in Niederösterreich, und wiederum dieselbe tiefschürfende Bemerkung stammt von dem Prakt. Arzt Bronislav v. Majerski, Sekundar-, Gerichts-, Geburts- und Krankenkassenarzt, Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone, in Czernowitz (Bukowina). Die Variation dieser Aussprüche besteht in einer Großzahl der Fälle darin, ob der Herr Dr. X „absolut“, „überhaupt“ oder nur „gegen“ die Vivisektion ist. Was heißt nun das alles? Nichts, aber auch gar nichts! Das Problem der Vivisektion wird doch in solchen Aussprüchen gar nicht berührt. Ich glaube, wenige Menschen würden auf die Frage, ob Tiere gequält werden sollen, mit Ja antworten. Die Fragestellung, auf die die erwähnten Aussprüche Antworten darstellen, ist an sich schon verfehlt.

Von Schweizer-Ärzten sind u. a. erwähnt: der verstorbene Professor von Herff, Basel, in dessen Nachruf gesagt worden sein soll, von Herff sei der Auffassung gewesen, das Tierexperiment lasse sich nicht direkt auf den Menschen übertragen. Aber, Herr Fliegel, wer das behauptet (und es sind deren viele), braucht noch lange kein Vivisektionsgegner zu sein. — Was Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin im August 1912 schreibt: sie verabscheue die Tierfolterung vor Studenten, dieses Vorführen von Experimenten zum hundertsten Mal im Auditorium, daß das von verrohendem Einfluß auf junge Menschen sein müsse, daß sich daraus, durch die Abhärtung den gemarterten Tieren gegenüber, auch eine solche in der späteren Praxis ergeben könne — wer wollte diesen Ausspruch nicht gelten lassen? Daß damit ein Minimum an Qual gearbeitet werden soll und muß, ist selbstverständlich. Oder sollen es unsere Medizinstudenten auf Empfehlung von Herrn Dr. med. dent. Weyeneth in Zürich so machen (Seite 110): „Nimm Dir 10 Minuten Zeit und vertief Dich in die Weisheit eines Spinnwebes oder schau Dir das Spiel einer Forelle in einem Bergbach an, und Du hast bei richtiger Betrachtung in diesen 10 Minuten mehr vom Wesen des Lebens erfaßt, als Dir ein ganzes Universitätsstudium zu geben vermag“? Das sind Sprüche! Mit solchen Menschen läßt sich keine Diskussion über Vivisektion führen.

Die Schweiz. Med.-Biologische Gesellschaft hat zum wissenschaftlichen Tierversuch Stellung genommen (6. August 1932). Ihre Grundsätze betreffend Durchführung des wissenschaftlichen Tierversuchs sind folgende:

1. Ein Tierversuch wird nur unternommen entweder auf Grund eines der Forschung dienenden Versuchsplanes oder auf Grund didaktischer, diagnostischer oder therapeutischer Notwendigkeit.
2. Wenn der Zweck der den Tierversuch notwendig machenden Aufgabe es zuläßt, wird der Versuch am niedriger stehenden und nicht am höher stehenden Tier ausgeführt.
3. Bei Operationen an Tieren findet die Schmerzbetäubung eben-

so ausgiebig Anwendung wie bei Heiloperationen am Menschen und am Haustier. Wo das Tier nicht zu Beobachtungszwecken am Leben erhalten werden muß, wird es noch in der Narkose getötet. — Bei der Tierhaltung wird auf schonende Behandlung geachtet und auch auf die Bedürfnisse der einzelnen Tierarten gebührend Rücksicht genommen.

4. Tierversuche dürfen nur in Laboratorien, Anstalten und Spitätern ausgeführt werden, die einer hierfür verantwortlichen wissenschaftlichen Leitung unterstehen. S. H.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

VERBAND DER SCHWEIZ. STUDENTENSCHAFTEN.

Auslandreisen Frühling 1936.

1. Yachtfahrt auf der Adria mit M.-S.-Yacht Universitas Viennensis. 5.—25. April.

Split — Kurcola — Kotor — Korfu — Katakolon (Olympia) — Itea (Delphi) — Korinth — Aegina — Piräus (Athen) — Epidaurus — Patras — Ithaka — Benize-Darazzo (Tirana) — Ragusa — Neleda — Orbic — Hvar — Split.

Keine minimale Teilnehmerzahl vorgeschrieben.

Preis ab Zürich oder Bern Fr. 325.—.

Anmeldungen mit gleichzeitiger Einzahlung des Betrages auf Postcheckkonto V.S.S.-Auslandstelle VIII 11603 sind bis zum 18. März zu richten an das Auslandsamt des V.S.S.

Anmeldungen ohne Einzahlungen werden unter keinen Umständen berücksichtigt.

Für beide Reisen sind sämtliche Auskünfte und Programme auf dem Büro des V.S.S., E.T.H., Zimmer 44a, Tel. 43.421, zu erhalten.

2. Provence-Fahrt, 31. März bis 9. April.

1. T a g. St. Gallen ab 5.19 Uhr; Zürich ab 7.41 Uhr; Basel ab 7.23 Uhr; Bern ab 9.57 Uhr; Fribourg ab 10.27 Uhr; Neuchâtel ab 10 Uhr; Lausanne ab 11.42 Uhr; Genf ab 14.20 Uhr; Avignon an 20.49 Uhr.

2. T a g. Stadtbesichtigung: les remparts, le palais des Papes, Notre Dame des Doms, le rocher des Doms, Musée Calvet, Pont St. Bénézet.

3. T a g. Fahrt mit dem Autocar nach: Vaucluse, Carpentras, Vaison, Orange, Château neuf du Pape.

4. T a g. Fahrt mit dem Autocar nach: Les Baux, Arles, St. Gilles, Nîmes, Pont du Gard.

5. T a g. Ausflug nach Villeneuve-les Avignon: La tour de Philippe le Bel, l'église de Saint-Pons, Chartreuse, Fort St. André.

6. T a g. Fahrt nach Marseille. Stadtbesichtigung: Cathédrales, arc de triomphes, Palais Longchamps, musée Grobet-Labadié, musée des Beaux-Arts, Notre-Dame-de-la-Garde.

7. T a g. Hafenbesichtigung: Vieux port, Transbordeur, les Bassins, Schiffahrt zum Tunel du Rove. Etang de Berre, Martigues, Port du Bouc, Cote de l'Estaque.

8. T a g. Fahrt mit Autocar nach Litoral la Ciotat, Tamaris, Toulon, Hyères, Presqu'île de Giens.

9. T a g. Fahrt mit Autocar nach Aix und Umgebung. Nachmittag frei.

10. T a g. Marseille ab 6.25 Uhr; Genf an 16.45 Uhr; Lausanne an 18.32 Uhr; Neuchâtel an 20 Uhr; Fribourg an 19.49 Uhr; Bern an 20.18 Uhr; Basel an 22.27 Uhr; Zürich an 22.50 Uhr; St. Gallen an 0.36 Uhr.

Minimale Teilnehmerzahl ab Genf 16 Teilnehmer.

Preis ab Genf für Studenten Fr. 180, Preis für Altakademiker Fr. 200.

Bei Anmeldung ist gleichzeitig der Preis ab Genf zu bezahlen. Bei genügender Teilnehmerzahl werden von den einzelnen Hochschulstädten nach Genf Kollektivbillets besorgt werden.

Anmeldungen ohne Einzahlungen des Reisebetrages werden auf keinen Fall berücksichtigt.

Auskünfte, Programme, Anmeldungen: Auslandsamt des V.S.S., E.T.H., Zimmer 44a, Tel. 43.421.

Letzter Anmeldetermin: 23. M ä r z.

Austausch-, „Au-pair“- und Paying guest-Dienst.

Das Auslandsamt des V.S.S. hat mit den zuständigen Organisationen der Englischen, Belgischen und Französischen Studentenschaften Fühlung genommen, um einen Austausch — „au pair“ — und Paying guest-Dienst durchführen zu können. Vorerst soll dieser Dienst nur auf diese Länder beschränkt bleiben, da nach Aufhalten in diesen beiden Sprachgebieten die größte Nachfrage besteht. Es besteht die Absicht, diesen Dienst auch auf andere Länder auszudehnen. Selbstverständlich werden auch Plätze in anderen Ländern vermittelt.

Anmeldungen (Stellengesuche und Stellenangebote) können bei den Studentenschaften der einzelnen Hochschulen oder direkt an das Auslandsamt des V.S.S., E.T.H., Zürich, eingereicht werden, das auch weitere Auskunft erteilt. Die Anmeldungen sollen mindestens zwei Monate vor dem gewünschten Aufenthaltstermin eingereicht werden.

Die nächste Nummer erscheint Mitte März. Redaktionsschluß 29. Februar.

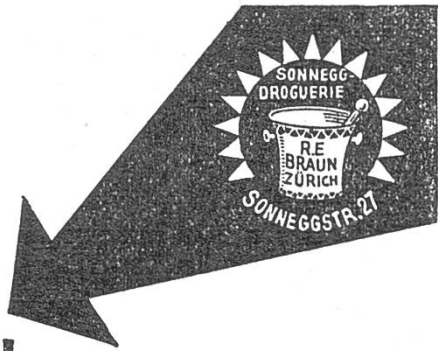
Z u s c h r i f t e n sind an die Redaktion des Zürcher Student:
Max Eisenring, Scheuchzerstraße 65, Zürich 6, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich den Herren Studierenden der Zürcher Hochschulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen. Gegen Ausweis wird auf dem Einkauf für den eigenen Gebrauch die vereinbarte Vergünstigung gewährt. **Der Buchhändlerverein Zürich.**



Hohen Rabatt

erhalten Studierende in der

SONNEGG-DROGUERIE

SONNEGGSTRASSE 27, ZÜRICH 6
Nähe Hochschulen

Grosse Auswahl in Toilette-
und Parfumerie-Artikeln

PHOTO-MOSER

b. POLYTECHNIKUM

Universitätstraße 1 - Ecke Tannenstraße

Entwickeln
Copieren, Vergrößern
Diapositive

Sämtliche Photo-Artikel

Studentenbanner

in feinsten Stickerei-Ausführung

Lieferant der Corporationsfahne der
Universität Zürich. — Zentralfahne
der Studenten-Verbindung Helvetia.

Fahnenzubehör

**W. Siegrist, Langenthal
Fahnenfabrik**

Studenten reiten nur mit der

A. R. S.

akademischen Reit-Sektion in
der Reitanstalt Seefeld.

Leitung:

Kav.-Hauptm. R. Bigler
Universitäts-Reitlehrer
Hufgasse 12

Damen- und Herren-

REIT-HOSEN

von Fr. 25.— an.

Reit-Kostüme

von Fr. 90.— an.

Anfertigung nach Maß.

B. MATHE

Herren- u. Damenschneiderei

Kuffelgasse 1 (Rennweg)

Schützenhaus Albisgütli

bestbekannt für

selbstgekelterte Weine

Bier aus der Brauerei Löwenbräu

Küchenspezialitäten

JOS. A. LEUBIN, Restaurateur

G. Temperli

Milch- und Milchprodukte

Telephon 25.993

Culmannstr. 20

buchbinderei heintr. brunner, zürich 6

universitätstraße 1, tel. 44.949

einbinden, einrahmen, aufziehen
von plänen etc.

Spülen Sie den Mund mit

Borosmint

Herrlich erfrischendes, antiseptisches **Mundwasser**. Nimmt den unangenehmen Mundgeruch und Raucheratem. Unentbehrlich zur Ausübung einer modernen Mund- u. Zahnpflege. Fl. à Fr. 2.— und 3.50.

Winkelried-Apotheke, Zürich 6

Dr. F. Nipkow

Blumenhaus Hagmann

Ecke Culmannstraße-

Haldenbachstraße

Telephon 23.028

Scheuchzerstraße 69

Telephon 47.919

Privat (Sonntags) Tel. 29.443

Studierende 10% Rabatt

CONFISERIE - PATISSERIE

MAX HESS

Universitätstr. 87 · Telephon 20.358

Weinbergstr. 1 · Telephon 44.089

ZÜRICH



Spezialitäten:

Obersträuftorten - Chraftentürmler

Butter-Konfekt und ff. Pralines

Hauslieferung

Elektrische Unternehmungen

B. Mantel & Co. Zürich 6

Licht-
Kraft-
Telephon-
Sonnerie-Anlagen

Universitätstraße 19

Telephon 29.573

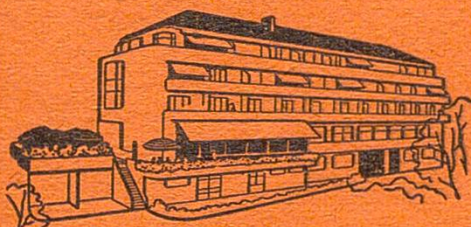
Fachmännische
Beratung

G. MOSER + Schulheftfabrik

vorm. A. STÖCKLI

HIRSCHENGRABEN 3

Ringbücher, Einlageblätter, Klemm- und
Ablegemappen, Kolleghefte, Blocs etc.



Rigiplatz

Telephon 61.685

Rigihof Zürich

Restaurant

Mahlzeiten im Abonnement zu Fr.1.65.

Rigistübli

für Sitzungen, Anlässe aller Art.

Bierstübli

beliebt für Stammtische. E. H. Blumer

SPRÜNGLI

AM
PARADEPLATZ

APÉRITIFS
LIGHT LUNCH
NACHMITTAGSTHEE

HÜBSCHE GESCHENKE
CHOCOLATS LINDT & SPRÜNGLI



*Die 5 Zürcher Brauereien
empfehlen ihre
gehaltvollen Biere*

BRAUEREI A HÜRLIMANN AG, ZÜRICH
BRAUEREI HALDENGUT, WINTERTHUR
WEBER & CIE, BRAUEREI WÄDENSWIL
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG, ZÜRICH
BRAUEREI USTER, P. BARTENSTEIN AG